Polem.
2094
2wb

Polem. 2094 wG

<36611239210014

<36611239210014

Bayer. Staatsbibliothek

Marokkanische
Briefe.

[Joh. Pezzl]

Aus dem Arabischen.

Neue vermehrte und verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig, 1784.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Man weiß, daß im Jahr 1783. eine marokkanische Gesandtschaft in Wien war. Natürlich mußte diesen Leuten manches aufstoßen, von dem nichts in ihrem filosofischen Kompendium stand; und eben so natürlich mußten sie dann auch andre Begriffe darüber bekommen, als die sind, welche in unsern Kompendien stehen.

Diese Briefe, die einer, von dem Gefolge des Gesandten, welcher seinem eignen Geständniß nach mehr den Beobachter als Geschäftsmann machte, an einen seiner Freunde nach Tanger schrieb, schienen mir von der Art, daß sie wohl auch auf einem europäischen Sofa dürften gelesen werden.

Ihr Zwek ist, bloß auf einige Minuten zu unterhalten, so wie es der Zwek der meisten neuen deutschen Schrifthefte ist.

Nebst diesem gemeinsamen Zwek, haben die Briefe noch eine andere auffallende Aehnlichkeit mit den jüngsten Tagschriften meiner Landsleute: Sie sind ohne Plan, ohne Zusammenhang, ohne Gründlichkeit. Ansprüche genug zu einer nachsichtigen Aufnahme.

Sollten etwa manche Ideen des Mannes aus Marokko ausschweifend scheinen; sollte sein Styl nicht ausgezirkelt genug seyn: so bedenke man, daß er nie ein Kollegium, weder über unser Jus Publikum, noch über unsere Dogmatik, noch über den Geschäftsstyl gehört habe.

I.

Dank sey Dir, lieber Hamid, für deine Freundschaft. Es ist Wonne für mich, wenn ich deine Wünsche erfüllen kann. Du hast Wohlgefallen an meinen Nachrichten, die ich Dir über Italien gab. Ich will mich bestreben, Dir auch über Deutschland Genüge zu leisten.

Du weißt, daß ich bloß deswegen unter das Gefolge unsers Gesandten tratt, um meiner Wißbegierde eine gute Bahn zu öffnen; um meinen und deinen Geist mit neuen Kenntnissen zu schmüken. Auch weißt Du, daß ich so viel Menschenverstand, und so wenig Vorurtheile habe, daß ich alles, was dießseit des Mondes vorkömmt, mit dem ungefärbten Auge der guten Mut-

ter Natur ohne Brille zu beschauen gewohnt bin. Heil uns! wir halten es beede nicht mit jenem Kalifen, der glaubte, alles, was der Mensch zu wissen nöthig habe, sey in den sechstausend Zeilen des Koran enthalten.

Die Vorbereitungen zu meiner europäischen Reise, welche ich mit den zween Dir bekannten Europäern, dem wakern Deutschen und dem redseligen Franzmann, gemacht habe, sind mir wohl zu statten gekommen. Sez Du deine Unterhaltungen mit ihnen noch eine Weile fort, so werden Dir meine Briefe um vieles verständlicher werden. Diese armen Schelme, welche Rache, Weiberlieb und Verzweiflung zu uns trieb, werden Dir noch gute Dienste leisten.

Zur Kenntniß von Deutschland, und beinahe des ganzen übrigen Europa, hätt ich kaum einen bequemern Plaz finden können, als Wien ist. Leute von allen Nazionen, Sprachen, und Religionen häufen sich da täglich zusammen: und, wie die

Europäer nun schon sind, das Gold ist der Schlüssel zu ihrem Mund und Herzen. Für einige Stükchen dieses Metalls kannst du Spione im Kabinet, in der Kirche, auf dem Katheder, im Lager, im Bette des Freudenmädchens, und im Dachstübchen des Filosofen haben. — Indessen ist dieses kristliche Mittel eben nicht immer nöthig, den gesitteten Leuten die Zunge zu lösen; Du trifst auch manchen Biedermann, der Dir seine Freundschaft und sein Vertrauen schenkt; der Dir die Vorzüge, Tugend, Weisheit, Verfeinerung; kurz, die schöne Seite seiner Landsleute eben so offenherzig vorzeichnet, als die Schattenseite mit all ihren Lastern, Schwachheiten, Thorheiten, und Abscheulichkeiten; die erste zum Vorbild; die zwote zur Vorsicht. . . . Uiberdas ist hier zu Lande Weisheit und Wissenschaft bei weitem nicht so theuer, wie bei uns. Man ist da nicht genöthiget, allenthalben mit eignen Augen zu sehen; mit eignen Ohren zu hören, oder mit eigner

Nase zu ruchen: eine Rolle Papier berichtet mir, was vor Jahrtausenden am Nil geschah; was künftiges Jahr der Mond für Revoluzionen leide; wie der Großherr in seinem Harem geschwizt, und im Diwan geschnarcht habe; wie viele Schiffe jährlich aus der alten in die neue Welt gehen; warum unsre Gegenfüßler keinen Bart haben; wie man unterm Nordpol Kaffebohnen zur Reife bringt; und, welche Diät nöthig ist, um weder Pest noch Schwindel zu bekommen. Beneidenswerthe Bequemlichkeiten, trauter Hamid! denn was kann vollkommners erdacht werden, als, ohne vor seine Schwelle zu kommen, die Merkwürdigkeiten des ganzen Weltalls auf einem Blatt zu überschauen?

Ich benuze diese Vortheile mit dem Eifer, dessen sie würdig sind. Einige Bände Landkarten, und eine Sammlung von Büchern über alle Arten der Wissenschaften beschäftigen mich bereits Tag und Nacht. Ein paar wakere Männer, die ich mir zu

Freun-

Freunden gemacht, sind mir lebendige Kommentarien darüber. Mit jenem papiernen Fuhrwerk durchwandre ich ganz Deutschland, und in kurzer Zeit hoffe ich seine Regierungsform, Religion, Geseze, Künste, Wissenschaften, Sitten und Gewohnheiten genauer kennen zu lernen, als ich mit einer Mühe von vielen Jahren unser eignes Vaterland durchstudierte.

Die Denkwürdigkeiten von Wien; die Vorzüge und Schwachheiten der Wiener, beschreibe ich Dir jezt nicht, trauter Hamid! Vielleicht geschieht dieß ein andermal.

Bei unsrer Ankunft strömte eine ganze Flut von Menschen um uns her. Ich finde diese Neugierde sehr verzeihlich. Man bringt Thiere aus unsrer Zone nach Europa, und läßt sie für Geld sehn; sollen wir minder sehenswürdig seyn, als die Bestien aus unsern Wüsteneien?

Seit unserm Daseyn hat man uns auf hunderterlei Arten gestochen, gepinselt, gemeißelt, und geformt. Auf Holz, Stein,

Gips, Porzellän, Elfenbein, Glas, Leinwand, Wachs, Zuker, und Papier trägt man unsre Bildnisse feil: Uhren, Dosen, und Fächer werden es verewigen, daß Marokkaner in Wien waren.

Nim den Kuß der Freundschaft von deinem

Sidi.

II.

Deutschland im politischen Verstande genommen, ist, wie ein Franzose sagt, „eine vom Himmel erhaltene Verwirrung;“ oder, wie ein andrer berühmter Mann bewiesen hat, „ eine monströse Republik.“ Beide Schriftsteller haben, wie es scheint, nicht Unrecht. Dieser politische Klumpen ist so ungestalt geformt, daß man sich wundern muß, wie er sich so lange im Gleichgewicht erhalten konnte, ohne entweder in

Stü-

Stüke zu fallen, oder in eine mehr symmetrische Masse zusammen zu flüßen.

Hier herrscht ein Sultan, dort ein Emir, dort ein Mufti, hier ein Derwisch, weiter hin ein Dey, dort ein Nest voll Imane, nebenbei ein Diwan von Pantoffelflikern; hier ein kleingrosser Pascha, dort ein großkleiner Aga; und so weiter. Despotien, Monarchien, Aristokratien, Oligarchien, Demagogien, Hierarchien und Anarchien, alles liegt hier durcheinander: alles drükt und drängt einander.

Um diese monströse Republik genau kennen zu lernen, schicke ich Dir hier zwei sehr zuverläßige Werke, und eine Rolle von Landkarten. Dieß sind die vollständigsten Werkzeuge, die Du zu Deiner Absicht nöthig hast: Sie zeigen Dir die Grösse, Länge, Breite, Volksmenge, Konsumzion, Einnahme, Ausgabe, Stärke und Schwäche der ausgedehntesten Provinzen so pünktlich, als man sie in unserm Lande kaum von einem einzelnen Haus kennt.

Et-

Einige Dinge, die Du weder in diesen Werken, noch auf den Landkarten finden kannst, muß ich Dir erklären.

Es war eine Zeit, wo in Deutschland kein anderes Recht galt, als das Faustrecht. Der Starke schlug den Schwachen todt; oder nahm ihm wenigst sein Haus, seine Güter, und sein Weib. Ein solcher Zeitpunkt liegt in der Geschichte aller Völker. Es ist kein Flek Landes in der Welt, wo nicht einst das Faustrecht ausgeübt ward, oder noch wirklich gebraucht wird. In Deutschland hat dieses nachdrükliche Recht unter dem gemeinen Haufen seit etwa vierhundert Jahren aufgehört. Die Grossen sahen, daß es eine sehr noble Methode sey, alles zu erhalten, was man nöthig hat, wenn man seinen schwächern Nachbar ausprügelt, oder mit geballter Faust zu seinem Knecht macht. Sie ersannen ein Mittel, dieses Recht für sich allein zu behalten. Man machte den Landfrieden. In allen übrigen europäischen Ländern geschah eben dieses später

ter oder früher. Seit dem Landfrieden ist das Faustrecht ein bloßes Regale.

Ich wenigst kann mir die Sache nicht anders erklären. Ein gewisser Britte hat behauptet, der erste Grundtrieb des Menschen sey ein Krieg Aller gegen Alle. Man verschimpft und verspottet diesen Britten noch jezt. Die Geschichte aller Jahrhunderte; noch mehr, ein einziger unbefangener Blik auf den einzelnen Menschen, so wie auf die größten Staaten, sollte die Feinde des Britten stumm machen.

Die europäischen Fürsten nennen alle einander Vettern. Das Prädikat ist an sich sehr erbaulich und schmeichelhaft; aber es hat schlimme Folgen. Alle diese Vettern sind sterblich. Ihre Köche und Freudenmädchen haben dafür gesorgt, daß einige von ihnen manchmal ohne Erben aus der Welt gehen. Die übrigen Vettern sehen, daß es der Mühe lohne, zuzugreifen. Einige Genealogisten und Diplomatiker beweisen dem, der sie am beßten bezahlt, daß er der nächste

Vetter sey, und daß ihm vor allen übrigen die Erbschaft von Rechts wegen gehöre. Die übrigen Vettern haben ebenfalls ihre Genealogisten. Es kömmt nun darauf an, wer mehr Advokaten auftreibt: man wirbt sie unter Trommel = und Trompetenschall, kleidet sie in grobes Tuch, bezahlt ihnen achtzehn Pfenninge des Tags, läßt sie linksum und rechtsum machen, und marschiert damit zu Felde. Andere benachbarte Fürsten hören, daß man sich zu einem Feldzug rüstet. Jeder nimmt an der Sache Theil, so viel es seine Kräfte zulassen, und gedenkt den Kuchen mit theilen zu helfen. In dieser Absicht überschwemmen sie den streitigen Erdfleck mit mehr tausenden eingeregimenteter Todtschläger, als derselbe in Jahrhunderten nicht erzeugen kann. Ihre Zahl mehrt sich täglich: ganze Schwärme von müßigen Waghälsen, nah und fern, welche hören, daß es was zu raufen und zu plündern giebt, und daß man des Tags achtzehn Pfenninge bezahlt, dingen sich wie

Schnit=

Schnitter in die Dienste eines Mitstreiters, und helfen ihre Brüder wie Unkraut mit Feuer und Schwerdt von der Erde vertilgen, ob sie schon nicht wissen, worüber man sich todtschlägt.

Derjenige, welcher sich am beßten auf Theorie und Praxis jenes grossen Regale versteht, und seine Vettern aufs Haupt schlägt, der hat und behält vor aller Welt Recht. Das schönste bey der Sache ist, daß man die Fahnen, welche die erbitterten Rotten gegen einander führen, im Namen des Allerhöchsten einweiht und segnet; und daß man nach vollendeter Schlächterei, wenn sie recht mörderisch ausgefallen ist, ein gewisses Lied in einer den Schlächtern ganz unbekannten Sprache singt, das ehemals ein Iman in Mailand *) nur für die Geburtsfeste und andere freudige Vorfälle verfaßt hat.

*) Der heil. Ambrosius.

Timur heißt ein Held; Pugatschef ein Empörer: die Korsen wurden als Rebellen unter die Füße gebracht; die Nordamerikaner heißen die souveränen unabhängigen Staaten von Amerika. Das Recht und die Absichten waren von allen Seiten so ziemlich gleich. Pugatschef und die Korsen waren zu schwach, und wurden überwältigt; Timur und die Amerikaner waren stark genug, und schlugen ihre Gegner. Das Faustrecht entschied. Die erstern heißen Rebellen; die letztern Helden. Hier hast du die Logik der Europäischen Höfe.

Ein Römer sagte: Mit Geld hat man Soldaten, und mit Soldaten hat man Geld. Dieser Saz ist das Symbol aller heutigen Kabinete geworden. Mit Geld hat man Soldaten. Dieses anzuschaffen, ist jezt das einzige, das gesuchteste Verdienst an allen Höfen. Ein allgemeiner Geist der Sparsamkeit und Oekonomie hat sich über die Paläste der Grossen verbreitet. Sie opfern ihren zahllosen schimmernden

Höf=

Hofpöbel, ihren Luxus, ihre Schmausereien, sogar ihre Mätressen auf, um einige Summen zu ersparen. Sie drüken sogar ihre Unterthanen über gewisse Punkte weniger, damit sich diese schleuniger mehren, und richtiger bezahlen können. Tausend neue, ihren Vätern ganz unbekannte Kanäle haben sie geöffnet, durch die sie unversiegbare Ströme Goldes in ihre Schazkammern leiten. Der beßte Minister ist jener, welcher das beßte Finanzsystem besizt. Die jezigen Staatsmänner sind eitel Kalkulatörs und Spekulanten, deren Plane einzig dahin zielen, alles Geld der Partikuliers auf eine gute und sichere Art in die Schatulle des Monarchen zu bringen.

An diese wirklichen Minister hängt sich ein ganzer Schwarm theoretischer Ministerlinge, die an ihrem Schreibtische sizend, Staaten mit ihrer Feder beherrschen, Prinzen, Staatsmänner, und Helden katechisiren, Regierungen umschmelzen, und Reiche erobern.

Die Herrschsucht dieser Stubenminister ist, wie mich meine Freunde versichern, seit einigen Jahren in Deutschland wie anstekend geworden. Leute, die ihr eignes winziges Hauswesen kaum führen können, sind dreiste genug, auf einigen Bogen Papiers die größten Staaten zu regieren. Die Gemeinpläze, worauf sie sich herumtummeln, sind die Schallwörter Populazion, Industrie, Prachtgeseze, Kommerz, Luxus, und so fort; und damit treiben sie einen Lärm bis zur Betäubung.

Das Stekenpferd der Einen ist Bevölkerung. Gieng es nach ihrem Sinn, so könnte eine Nazion nichts bessers thun, als so viele Kinder zu fabriziren wie möglich. Sie scheinen nicht zu wissen, daß ein Garten nur eine gewisse Menge Pflanzen in ihrer natürlichen Güte nähren kann, niemals aber mehr, wenn auch alle Projekteurs ihren Dünger auf denselben zusammen trügen. Unser Vaterland ist der Garten; wir sind die Pflanzen. Die fysische Fruchtbarkeit

keit des Landes hat unstreitig ihre Gränzen: wenn wir nun gedoppelt mehr Kinder machten, als gewöhnlich, so müßte auch die Erde gedoppelt mehr Lebensmittel hervorbringen, als gewöhnlich; wo nicht, so muß die Hälfte der Landespopulazion zu Bettlern werden, oder sie muß auswandern, oder sie muß die andere Hälfte auffressen.

Gesezt auch, die Volksmenge eines Landes ließe sich verdoppeln oder verdreifachen, so gewinnen am Ende doch die Individuen wenig dabei; sondern der Hauptgewinnst ist für den Fürsten, daß er mehr Unterthanen habe, den Glanz seines Thrones erheben, und seine Nachbarn eher auf die Finger klopfen könne. Aber auch dieses ist nicht allgemein richtig: nicht eine überzählige Volksmenge, sondern der gute Gebrauch seiner Leute macht ihn wahrhaft mächtig. Hat man schon vergessen, daß sich ein Kurfürst von Brandenburg allein gegen Rußland, Schweden, Frankreich, Oestreich,

und das heilige römische Reich wehrte; daß sich also ein Fürst mit sieben Millionen Unterthanen gegen siebenzig Millionen mit Ruhm und Vortheil behauptete?

Andere predigen sich fast heiser über Industrie, Anstrengung, Arbeitsamkeit, und Kommerz. Es ist ein Glük für sie, daß der grosse Hause der Künstler, Handwerker, und Bauern keine Notiz von ihrem Geschreibse nimmt: er würde sie steinigen, und vielleicht nicht ganz unverdient. Diese mitleidenswürdigen Volksklassen, die ohnehin die ganze Woche vom früheſten Morgen bis gegen Mitternacht ihre abgehärteten Nerven rastlos anstrengen, um ihre Familie kümmerlich zu nähren, sollten, wenns den weisen Gesezen jener Schrifterlinge nachgienge, auch noch ihre übrigen wenigen Ruhetage aus dem Kalender streichen, und um noch arbeitsamer zu seyn, weder essen noch schlafen. Beim Lichte besehn muß man über die Forderungen jener rastlosen Herren lachen. Der Verbrauch

hat

hat seine Gränzen: also hat sie auch die Arbeitsamkeit. — In einer Stadt sind 20000 Einwohner, und unter diesen 100 Schuhmacher. Diese arbeiten das Jahr hindurch 290 Tage, und an den übrigen ruhen sie aus: Nun kömmt ein Industrie-Prediger, der sagt: Ehrsame Meister, arbeitet noch 30 Tage des Jahrs mehr, so *gewinnt ihr, auf jeden des Tags 3 Schuhe gerechnet, jeder des Jahrs um 45 Thaler mehr.* Die Meister thun das; aber die Einwohner der Stadt haben nicht mehr Schuhe nöthig, als die Schuhmacher in den 290 Tagen verfertigen konnten; und der Anstrengung der Schuhmacher zu Liebe wollen sie sich nicht entschlüssen, mehr Schuhe zu zerreißen als gewöhnlich. — Ein kleines Ländchen hat eine einzige Provinz neben sich, in die sie mit Vortheil baumwollene Strümpfe einführen kann: die ersten Schritte blenden; alles verlegt sich aufs Strümpfemachen; man verfertigt zu Millionen; aber die Nachbarn verbrau-

 chen

chen nur ihre nöthige Zahl. Um nicht vor Hunger zu sterben, müssen die arbeitsamen Strümpfemacher aus dem Lande gehen.... Alles hat seine Gränzen: proporzionirt die Arbeitsamkeit mit dem Verbrauch.

Unterhaltend ist es, eben diese Leute, die auf dem ersten Blatt ihres Machwerks alle Arten von Industrie hoch angerühmt hatten; auf dem zweiten die wütendste Strafpredigt gegen den sogenannten Luxus ablesen zu hören. Nachdem sie jede lebende Seele in Arbeit gesezt, machen sie plözlich durch Verbannung aller Luxuswaaren die Hälfte derselben wieder zu Bettlern: denn vom Koeffeur der Dame bis zum Juwelier, der die Schuhschnallen brillantirt, ist wohl die Hälfte aller Künstler mittelbar oder unmittelbar ein Werkzeug von dem Luxus der schimmernden Fürstin.

Was ist Luxus? . . . Eine Frage, die man schon seit ungefähr zweitausend Jahren wiederholt. Luxus ist alles, was über die unvermeidlichen Bedürfnisse des Men-

schen

schen schreitet; ein enger Zirkel, in Wahrheit. Diese Bedürfnisse sind für den nordlichen Europäer mehr nicht, als eine Bärenhaut, eine Handvoll Eicheln, und ein hohler Baum. Der erste, der sich Haar und Nägel beschnitt, welch ein stuzerhafter Sittenverderber war er! und der dann vollends Hemden und Beinkleider anzog, wie verführend handelte der für seine Brüder! Diese Verzärtelungen waren die ersten Keime des Luxus. Oder, laß uns etwas nachsichtiger seyn: nehmen wir noch an, daß die Bauern in Siebenbürgen und der Bukowina ihre Sitten rein vom Verderben des Luxus erhalten. Folgen wir ihrem Beispiele: wie trostreich wird es für jene Ministerlinge seyn, wenn die Fürstin und der Graf in der Herrengasse zu Wien auf dem Fuß der Zigeuner im Karpathischen Gebürge leben!

Um dir die Wahrheit zu gestehn, Hamid, ich zweifelte ein wenig an der Erfüllung dieser schönen Rathschläge und Aus-

sichten; und deswegen entschloß ich mich, einige jener Papierminister zu besuchen, die so drangvoll über diese Materien schreiben, in der Hoffnung, daß sie mir in eigner Person das Muster ihrer Grundsäze darstellen würden.

Ich kam zuerst zu einem Bevölkerer. Seine schöne Theorie ließ mich nicht weniger erwarten, als daß ich ihn an der Seite eines wakern Weibes, im Kreise einer Stube voll gesunder wohlgenährter Kinder antreffen würde. Welch ein Anblik! der eifrige Populator lag auf dem Bette, und neben ihm standen drei Chirurgen, die im Begriff waren, ihn auf immer zur Bevölkerung untauglich zu machen. Er hatte sich auf den unfruchtbaren Gemeinpläzen der Fortpflanzung so jämmerlich zugerichtet, und seine Abhandlung über die Bevölkerung nur geschrieben, um die Merkurpillen und Holztränke bezahlen zu können, die ihn noch so weit hergestellt hatten, daß

er einige Monate schattenähnlich auf der Erde herumwandeln konnte.

Voll Grauens eilte ich fort, und zu einem Apostel der Industrie, um dort häusliche Sparsamkeit und Gewerbesgeist einzuathmen. Der Mann saß im bloßem Hemde am Schreibtisch; seine Stube sah wie geplündert aus. Ich befrug meinen Begleiter, ob wir wohl *an der rechten Stelle* wären; und bat ihn, mir den Grund von dieser seltsamen Physiognomie der Industrie-Stube und ihres Bewohners zu erklären. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß der industriöse ökonomische Mann ein verschwenderischer müssiger Taugenichts sey, der seine Gläubiger unaufhörlich prellt, und seinem Verleger schon stets im voraus die Manuskripte schuldig sey, in denen er mit großer Unverschämtheit auf die Faulheit und Lüderlichkeit ganzer beträchtlicher Völker schimpft.

Diese beiden Auftritte benahmen mir alle Lust, meine Besuche noch weiter fortzusezen. Alles überzeugt mich, daß diese un-

berufenen anmaßlichen Ministerlinge meist unwissende freche Gesellen sind, die mit einigen wirklichen Ministern bloß das gemein haben, daß sie dem Publikum wenigst auf jene Art das Geld abnehmen, die in ihrer Gewalt steht: nämlich durch ihre elenden Skribeleien, so wie diese leztern durch ihre nicht minder elenden Finanzoperazionen.

III.

Wirst du es glauben, Hamid, daß di europäischen, und besonders die deutsche. Fürsten ihre ungeheuren Ströme Geldes beinahe ganz ihren Soldaten aufopfern? Der Einfall, an der Spize eines unübersehbaren glänzenden Heeres seine Manifeste auszufertigen, wird jezt für eine unvermeidlich nöthige Sache gehalten. Diese Fantasie heißt das System der stehenden Armeen.

Trauriger Einfall! man streitet sich darüber, wem der Vorzug und die Ehre gebüh-

bühre, die stehenden Armeen eingeführt zu haben: Einige machen den großen Ludewig, andere den großen Friedrich zum Stifter jenes Systems. Ich kann die Frage nicht entscheiden; aber wenn sie einst berichtiget wird seyn, so streiche ich das Prädikat des Grossen vor dem Namen desjenigen weg, der als Vater der stehenden Heere erkannt wird.

Man führt Verschiedenes an, dieses System zu vertheidigen. In meinen Augen ist die einzige giltige Schuzschrift dieß, wenn man erweisen kann, daß ein Fürst sein Heer bloß dazu benuze, Friede zu erhalten. — Wirklich behaupten auch einige, daß seit der Existenz der stehenden Armeen die Kriege seltener, und die Feldschlachten weniger mörderisch seyen.

Aber wie ungleich zahlreicher und schwerer sind die Vorwürfe, die man diesem System macht. Der Kern der Nazion lebt in seinen blühendsten Jahren unverheirathet, müßig, verwildert, in der einzigen

Kunst

Kunst todtzuschlagen geübt; verbreitet bei seiner Zurükkehr in die ländliche Hütte Wildheit und schändliche Krankheiten unter seine Nachbarschaft. — Das Feld und die Werkstühle harren vergeblich auf mehr arbeitsame Hände. — Die allgemeinen Landes-Auflagen wachsen mit jeder neuen Rekrutirung. — Da bloß die Schwächlinge und Auswüchse der ländlichen Familien ungestört zu Gewerbe und Ehe gelassen werden; so läuft eine solche Nazion Gefahr, in einigen Generazionen in eine Republik von hinkenden, schielenden, hökerichten, krummbeinichten, lahmhändigen Zwergen verwandelt zu werden. — Und man zankt sich, wem die Ehre gebühre, die stehenden Armeen eingeführt zu haben!

Die Uibertreibung des Soldatensystems hat sogar die kleinsten deutschen Fürsten ergriffen; und diese haben sich noch darin vor den grossen ausgezeichnet, daß sie ihre Truppen in fremde Welttheile verkauften: und dieser Truppenverkauf hat sogar

Ver-

Vertheidiger gehabt! . . . So findet ein Fürst für jede seiner Handlungen einen Apologisten.

Die Kristen beschuldigen uns, daß wir unsre Religion mit dem Schwerdt zu verbreiten suchen. Wenn dieß geschehen ist, so haben doch unsere Mufti, unsere Imane und Derwische nicht persönlich mitgefochten; *da sich hingegen in den* Armeen der Kristen stets Deutsche Ritter, Malteser-Ritter, Schwerdträger-Ritter befinden, die im Grunde eine Art von Derwischen sind. Die kristliche Religion allein hat geistliche Soldaten erzeugt, eine sehr zweideutige Menschenklasse.

Umsonst bemüht man sich zu beweisen, daß ein Volk ohne Soldaten nicht bestehen könne. Die Bramanen, die Quäker, die Lappländer, und die nahen Helvezier bestehen schon seit lange ohne Kriegsleute; und es geht bei ihnen im Grunde nicht schlimmer, als bei den Völkern, die unter der Protekzion einer stehenden Armee leben.

Wenigst macht die Korporalslogik keine so grosse Fortschritte unter ihnen, wie anderwärts.

IV.

Dieser Tage hatt' ich mit einem meiner Freunde, Herrn Trautmann, eine lange Unterredung über die verschiedenen Gattungen der europäischen Regierungsformen. Trautmann ist viel gereiset; er hat unter allen jenen politischen Verfassungen eine Zeitlang gelebt: ich fragte ihn, welche er wohl für die bessere halte. Er hub an, mir das Joch des Aberglaubens zu malen, das die Unterthanen der Hierarchien drükt; machte mich vor der Eroberungssucht der Monarchen zittern; verwünschte die Familien-Komplotte der Aristokratien oder Kakistokratien; spottete mit der bittersten Verachtung über die Demokratien oder Kanalljekratien, wie er sie nannte; und schloß

damit, daß er sich nicht zu entscheiden unterstünde, welche eigentlich die bessere zu nennen wäre. Ich hörte einst, fuhr er fort, einem französischen Minister, einen englischen Lord, einen deutschen Reichsgrafen, einen holländischen Großpensionär, einen Kardinal, einen venetianischen Nobile, einen polnischen Landboten, und einen Bauern aus Appenzell über den Vorzug ihrer Regierungsformen disputiren: dem Anschein nach verstand einer den andern nicht; aber jeder pries die Verfassung seines Vaterlandes mit vollen Baken, und verwünschte sie bei dem ersten Schritte, den einer seiner Rivalen über ihn zu thun drohte. Dieß ist die Geschichte aller Regierungsformen.

Es ist so gar lange nicht, daß man noch hie und da disputirte, ob das Volk für den König, oder der König für das Volk existire. So mächtig stark waren wir in der Filosofie. Noch ist diese grosse Frage eigentlich nur theoretisch richtig beant-

wor-

wortet; die Praxis, selbst in den neuern Zeiten, läßt uns über jenes Problem noch manchmal in schwankender Ungewißheit. Dem ungeachtet erkennt man jezt allgemein, daß es besser ist, unter der Gewalt eines einzigen Volksherrschers, als unter der Tyrannei mehrer kleiner Zunftkönige zu leben. Selbst der determinirteste Despot hat immer einige gute Augenblike, aber eine ganze Rotte von Despoten hat nie einen dergleichen. Mein Despot wird mir zwar manches Herzeleid, manche Unrechtlichkeit anthun; ich muß nur die ersten Augenblike nicht verzweifeln: er hat eine Mätresse, einen Liebling, einen Gewissensrath; lauter Werkzeuge, durch die ich seinen Grimm gelegenheitlich entwaffnen kann. Steht mir hingegen eine ganze Zunft steifer kaltblütiger Tyrannen entgegen, dann sind alle Wege sie zu erweichen verriegelt: wenn sie auch nicht ungerecht sind, so ist ihre Verwaltung doch immer hart und drü-

kend; und Gnadenbezeugungen sind ihnen fremde Dinge.

Wenn ich nur Einen Despoten zu meinen Beherrscher habe, so bin ich seiner los, wenn ich mich vor ihm zu Boden werfe, seinen Kaftan küsse, oder ihm den Staub vom Stiefel leke, je nachdem es die Zeremonialregister seiner Kanzlei fordern; *ist aber ein Klub von zweihundert* Handwerks-Despoten da, so bin ich in Gefahr die Zeremonie zweihundertmal des Tags hintereinander wiederholen zu müssen, welches in die Länge sehr unbequem wird. Unterlasse ich es ein einzigmal, so habe ich nicht bloß den König Schneider, Gerber, oder Schuhfliker beleidigt, sondern alle seine Brüder, Schwäger, Vettern, Oheime, Neffen, Tanten, Basen, Nichten ꝛc. ꝛc. ꝛc. Alle diese sehen sich für Mitregenten ihrer Sippschaft an, sind über die kleinste Kleinigkeit unversöhnlich, und rächen sich an ihren Beleidigern, wie ehe-

dem der Gott der Hebräer, bis in die fünfte und sechste Generazion.

Herr Trauttmann brachte mich durch diesen Sermon ganz auf seine Seite, und machte mich gestehen, daß ich ebenfalls die monarchische Regierung den übrigen vorzöge. Kömmt je ein schlimmer oder schwacher Fürst, so lebt er nicht immer; und sein Nachfolger ersezt wieder, was jener verdorben hat: aber in einer Republik können die gröbsten Fehler Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch aufrecht stehen, ohne daß jemand Willen, Muth, und Gewalt hat, sie umzustürzen: Polen und Venedig sind Zeugen.

Ein einziger Umstand machte mir die Alleinherrscher noch auf eine gewisse Art fürchterlich: dieß ist die Besserung der Fürsten. Politische Höhe schüzt nicht vor moralischer Tiefe. Ich erklärte mich hierüber meinem Freunde; fragte ihn, wie es wohl möglich sey, einen Fürsten zu bessern, der vom Glanze seines Thrones geblen-

blendet, vom Geklirre seinrs zahllosen Heeres trozig gemacht, und von den Schmeicheleien seiner Hofschranzen eingewiegt, einmal auf schlimme Wege gerathen sey, und sich einbilde, das Volk sey bloß seinetwegen da. Ich erhielt folgende Antwort.

Die alten Egypter hatten ihr Todtengericht. Jede verstorbene Majestät ward dem Volk zur Beurtheilung übergeben, und wenn wichtige Anklagen zum Vorschein kamen, an den Begräbnißehren gestraft. Dieses Gericht war nicht ganz ohne Wirkung; hatte aber den wesentlichen Fehler, daß es erst nach dem Tode, folglich zu spät, dem König seine Thorheiten oder Schwachheiten aufdekte; und eine mehr oder minder ehrenvolle Grabstätte war unstreitig ein zu elender Ersaz für all das Uibel, was Seine Majestät mit Dero allmächtigen Händen gegen alle vier Weltseiten ausgespendet hatte. . . . Wir sollen ein Mittel haben, das den irrenden Gewaltsmann noch bei seinem Leben bessert. . . . Vor un-

gefähr dritthalb Jahrhunderten erstand in Italien ein Mann *), der sich einen eignen Beruf daraus machte, die Fürsten zu geißeln — durch Schriften versteht sich — und was zu bewundern ist, die Fürsten fürchteten seine Geißel. Auch diese hochfürstlichen Flagellationen sind unsre Sache nicht mehr. Die erwachende Filosofie giebt uns gelindere Mittel: diese sind **Erziehung** und **Preßfreiheit**.

Man war bis auf die neuern Zeiten unbesonnen genug, Fürsten von Pfaffen erziehen zu lassen, die nicht ermangelten, ihren Zöglingen mehr Sorge für die künftige als für die gegenwärtige Welt einzukäuen, woraus sehr natürlich folgte, daß die Fürsten Polemik studierten, und Gott wegen der Zeit um Verzeihung baten, die sie auf ihre Reichsgeschäfte verwandten. Dieser schändliche Mißverstand ist nun größtentheils berichtigt. — Das andere Mittel ist die Preßfrei-

*) Peter von Arezzo.

freiheit. Sie hat noch viele Feinde, aber am Ende wird sie doch siegen; man muß darüber erstaunen, daß sie noch hie und da so heftig bestritten wird, da sie doch das einzige aufrichtige Organ ist, durch das der Fürst die Gesinnungen seines Volkes gegen ihn und seine Bediente unverstellt erfahren kann. Ihr Kredit und ihr Ansehn ist auch bereits so weit gediehen, daß sich jede Regierung unfehlbar den Vorwurf der Schwäche zuzieht, die der Preßfreiheit gram ist: auch hat man Beweise, daß die Skribenten stets desto bescheidener sind, je freier sie schreiben dürfen. Kein Reich hat so heftige Schriften gegen seine Fürsten aufzuweisen als Frankreich, in dem die Preßfreiheit Nichts ist.

Man sagt, in einem asiatischen Reiche soll ein historisches Tribunal seyn. So weit ist es in Deutschland noch nicht gediehen; ist auch nicht nöthig. Die deutschen Geschichtschreiber und Tagebuchschreiber verzeichnen die Thaten der Völker, der Für-

sten, und ihrer Beamten, ohne auf gerichtliche Mine Anspruch zu machen; und ich glaube, ihre Berichte thun deswegen nicht weniger Wirkung.

Wie sprechend ist zum Beispiel folgende kleine gedrängte Probe:

Joseph der II führt die Toleranz ein; erschaft die Preßfreiheit; stürzt Stupidität und Aberglaube; demüthigt Rom; errichtet das fürchterlichste Heer, und hält Friede.

In Paris wird nach öffentlichen Aufforderungen für die Bekehrung von Leuten gebetet, die filosofische Bücher lesen.

Das Inquisizionsgericht zu Sevilla in Spanien läßt im Jahr 1781 eine Hexe verbrennen, und ihr vor der Exekution die Nase abschneiden, damit sie durch ihre schöne Gestalt Niemanden zum Mitleiden rühre.

Die Königin von Portugal stiftet im Jahr 1783 neue Nonnenklöster.

Der

Der Kanton Glarus läßt im Jahr 1782 einer Hexe den Kopf abhauen.

Der Kurfürst von Baiern übergiebt im J. 1781 die Erziehung seiner ganzen Nazion den Mönchen.

Der päpstliche Nuntius in Polen weihet im Jahr 1772 die Waffen der Königsmörder.

Pius VI. muntert im Jahr 1782 den Pater Merz auf, in der heilsamen Gewohnheit Kontroverspredigten zu halten, fortzufahren.

Die Königin von Neapel rettet im Jahr 1778 die Freimäurer.

Der König von Preußen schreibt im Lager 1779 eine Leichenrede auf Voltäre.

Ganganelli hebt im Jahr 1773 die Jesuiten auf.

Katherine II. kauft Voltär's Bibliothek nach Rußland.

In London entsteht im Jahr 1780 ein Religionskrieg.

. . . .

Nun weiter kein Wort dazu: und der Fürst, der diese Dinge liest, muß seine Stirne und sein Herz dreigedoppelt mit Erz eingeklammert haben, wenn er daraus nicht liest, was zu lesen ist.

. . . .

. . . .

V.

Die Deutschen sind — bis auf einen gewissen Schwarm aus den Lenden Abrahams — ihrem äussern Bekenntnisse nach lauter Kristen. Das Evangel herrscht in Europa so allgemein, wie der Koran in Nord-Afrika und West-Asien.

Man hat in diesen Ländern sehr alberne und niedrige Begriffe von unserm Gesezbuch: sie entstanden durch die groben Lü-

gen

gen und Verläumdungen der kristlichen Santone, die auf Bekehrung ausliefen, und unverrichteter Sachen wieder zurük kamen. Du weißt, was ich von unserm Profeten und vom Koran denke. Ich erhebe weder den einen noch den andern über ihren eigenthümlichen Werth; aber ich glaube, daß sie, im wahren Leuchtpunkt betrachtet, nicht mehr und nicht weniger sind, als mancher andere Religionsstifter, und manches andere Religionsbuch der bekannten Welt.

Die kristlichen Priester erschöpfen sich in Lobsprüchen über die Vortheile, welche das Kristenthum auf den Zustand der Europäischen Völker gewirkt habe. Ich kenne die kristlichen Jahrbücher nicht; aber wenn jene Lobsprüche gegründet sind, so sollen die vortheilhaften Wirkungen dieser Religion sichtbar seyn. Worauf beziehn sie sich? auf den geistigen, oder körperlichen Zustand des Kristen? Laß uns einen Blik auf den Geisteszustand der Italiener und Portugie-

sen werfen; man sagt, daß sie die eifrigsten Kristen seyen .... Welch niederschlagender Anblik! Stumpfheit, Unwissenheit, Geistlosigkeit, sind hier das ewige Erbtheil des Volkskörpers; die wenigen Weisen darunter wären am Gelben- oder am Amazonen-Fluß eben sowohl Weise geworden; die übrigen sind religiöse Pongo's, deren Vollkommenheit in einigen Zeremonienspielen und gedankenlosen Maulkrümmungen besteht .... Wenden wir uns nach Norden: Die Polen und Russen sind ebenfalls Kristen. Wahrlich, ihr körperlicher Zustand ist troz allem Kristenthum nicht der vortheilhafteste. Die Nazion im Grossen ist Sklav. Der kristliche Knäs und Starost knuttet, badogget, und stampft seinen kristlichen Vasallen über den unbedeutendsten Fehltritt in den Koth. Noch erst vor zwölf Jahren mußte man im orthodoxen Polen ein Gesez machen, daß der kristliche Edelmann den kristlichen Bauer nicht bloß aus Laune todtschlagen soll.

Wo sind die vortheilhaften Wirkungen der Religion? Nicht diese, sondern die Filosofie, und ihre Töchter — Milderung der Sitten, Fleiß, Kultur der Wissenschaften, Mittheilung eigner Kenntnisse, Duldung — bessern den Zustand der Völker . . . . Allein, die kristliche Religion hat doch die Europäischen Nazionen geselliger gemacht, hat Akerbau und Handel befördert. Hat nicht die Fönizische eben dieß um Karthago und Kadiz; hat nicht die Egyptische eben dieß in Griechenland; die Griechische in Italien; die Religion Mahomeds in Arabien gethan? Ohne Zweifel; aber dieß that sie nur, in so weit sie ein Zweig der Filosofie ist; eine Religion ohne Filosofie opfert Menschen, bettet Kälber an, und macht ihre Proselyten wieder zu Menschenfressern und Kälberverehrern.

Laß uns von dieser Ausschweifung auf die Religion der heutigen Deutschen kommen.

Sie theilt sich in drei Hauptsekten: diese sind die Römische, die Evangelische, und die Reformirte. Nebenher steken noch hie und da einige Winkelsekten, deren Namen eben so unbedeutend sind, als ihre Existenz; sie nennen sich, wenn ich nicht irre, Pietisten, Separatisten, Anabaptisten, und so fort. Diese Kirchen bestehn aus erleuchteten alten Matronen; jungen müßigen, meist häßlichen, und etwas gänseartig dummen Jüngferchen; schwachköpfigen Pastoren; inspirirten Schneidern, Leinwebern, Wollekämmern, und dergleichen Schurzfellmännern, welche die ganze Woche hindurch sizen, dadurch Verhärtungen im Unterleibe bekommen, die den natürlichen Gang der W — de hemmen, und sie gegen die Region des Gehirns treiben, wo sie dann zu Inspirazion werden. Ihr fades, abgeschmaktes, heuchlerisches, und schwärmerisches Wesen hat sie allenthalben so lächerlich und verächtlich gemacht, daß man gar keine Notiz von ihnen nimt.

Noch

Noch vor dritthalb Jahrhunderten stand ganz Deutschland unter der Allgewalt des Römischen Mufti. Die Rohheit und Unwissenheit der Nazion zollte ihm alljährlich ungeheure Summen. Das größte Bubenstük, vom Vatermorde an, bis zur Ubertretung der kleinfügigsten, lächerlichsten theologischen Grille herunter, ward mit schwerem Golde *aufgewogen*, und dann hienieden und jenseits des Grabes gelösset und vergeben. Dabei befand sich der Mufti wohl; wenn sein Tefterdar ihm vorstellte, daß zuviel an Mätressen, Spiel und Wein verschwendet werde: da drehte er sich auf seinem heiligen Pantoffel herum, lachte dem Tefterdar unter die Nase, und sagte: „Narr! 's sind ja nur Sünden der Deutschen *).“

Endlich wurdens die Deutschen müde, den Keller und den Harem des Mufti stets voll

*) *Sunt peccata Germanorum!* Das bekannte Sprichwort des Papst Leo.

voll zu erhalten. Ein Mann in Sachsen, und zween Männer in Helvezien brachten die Nazion auf. Der Mann in Sachsen warf Hierarchie, Ablaß, Ohrenbeicht, Bilderdienst, Brodverwandlung, Priesterzölibat, Fegefeuer, Mönchthum, und eine Menge kirchlichen Gaukelspieles darnieder. Die zween Männer in Helvezien thaten eben dieß, und traten noch ein paar Schritte weiter von System des Mufti ab. Dieser Schritt heißt die Reformazion. Die Spießgesellen des Mufti zogen die Sturmgloke; es entstand ein blutiger Krieg, die Lehre des Friedens wurde mit glühenden Kugeln und Sturmdrischeln gepredigt und vertheidigt.

Die Reformatoren haben ihr Verdienst; aber sie haben auch ihre Fleken, die jenes einigermassen verdunkeln. Sie werden samt ihren Anhängern von der Römischen Kirche Kezer genannt: dafür betiteln sie die Römischgesinnten auch wieder mit dem Kezer-Namen. Es war von jeher eine ih-

rer

rer Lieblingsschalkheiten, an einigen Römischen Mufti's, sogar an Römischen sogenannten Heiligen, die schwache Seite aufzusuchen, und sich darüber lustig zu machen; aber sobald die Römischgesinnten das nämliche thun, und die Schattenseite der Reformatoren zeichnen, dann ertönt ein lautes Klaggeschrei, mit heftigen Beschimpfungen begleitet. Indessen ist nichts gewisser, als daß jene gepriesene Reformatoren weder von Seite des Kopfes, noch des Herzens so ganz auserwählte Gefässe wären, wofür sie ihre Verehrer gerne angesehen haben möchten. Troz, Ungestümmigkeit, Härte, und Verfolgungsgeist, sind ihre hervorstechendsten Schattenzüge; von Schwärmerei besassen sie ebenfalls ihr gutes Maß; und einige Züge aus ihrem Privatleben vollenden die Erinnerung, daß man sie nicht zu Engeln erheben soll.

Hans Kalvin, der Sohn eines Faßbinders aus Noyon, der in Genf sein Verbesserungswerk trieb, gab von seinem Kathe=

theder herunter öffentlich folgende Entscheidung über den kristlichen Glaubensartikel von der Dreieinigkeit: „ Wenn allenfalls „ jemand heterodox denkt, und die Worte „ Dreieinigkeit und Person nicht gerne „ braucht, so ist dieß keine Ursache, ihn „ zu verwerfen; wir müssen ihn dulden, „ ohne ihn aus unsrer Kirche zu verstossen, und ohne ihn mit einer Strafe zu „ belegen, als ob er ein Kezer wäre. “ Kaum hatte er diese Erklärung von sich gegeben, da reist der Spanier Michael Servet durch Genf, mit dem Kalvin vor einiger Zeit eine theologische Zänkerei über die Dreieinigkeit gehabt hatte. Nun steigt Hans Kahlkopf hastig vom Katheder, läuft zum Magistrat, denunzirt den Servet, daß er heterodox über die Dreieinigkeit denke; läßt ihn greifen, und mit grünen Reiserbündeln auf einem Scheiterhaufen braten. Dieß war die Bestättigung seiner schönen Lehre. . . . Sein Kollega Zwingli, der in Zürch predigte, hatte mit einigen Wieder-

täu-

täufern zu thun; diese, die wie alle kleinen Sektirer, einen härtern Naken hatten, als die Römischgesinnten, wollten sich nicht so schnell in seine Grundsäze fügen. Um sie mit mehr Nachdruk zu bekehren, befahl Zwingli ganz geradehin: „Wer wieder taufe, soll ersäuft werden *).“ — Der Unsinn, den beide über die Prädestinazion predigten, ist heut zu Tage selbst ihren Anhängern lächerlich. . . . Dieß sind die Stifter der helvetischen Konfeßion.

Doktor Luther, der Urheber der augsburgischen Konfeßion, war ebenfalls ein harter, heftiger Mann. Sein Brief an Melanchton, worinn er sich selbst für die Pest und den Würgengel des Papstes ausgiebt **); seine gebietrische Ungestümme gegen seinen Kollegen Karlstadt; seine übrigen heftigen Reden und Schritte; seine lächer-

*) Qui iterum mergit, mergatur.

**) Pestis eram vivus, moriens ero Mors tua, Papa!

cherlichen Träumereien vom Teufel; alles dieß beweist, daß er bei weitem die Sanftmuth des Stifters jener Religion nicht besaß, zu deren Verbesserer er sich aufwarf.

Du weißt, Hamid, was ich von dem Mährchen wegen dem Engel Gabriel halte, der unserm Profeten so oft erschienen, ihm so viele Verse in seinen Koran diktirt, und ihm weiß nicht was alles geoffenbaret hat. Ich vergieb es den Katholiken, daß sie über diese Albernheit lachen; ich vergieb es den Protestanten, daß sie über die Albernheit mancher römischer Heiligen und Wunder lachen; aber ich vergieb es ihnen nicht, wenn sie über ihre eignen Albernheiten keine Kritik ertragen wollen. Wüßten sie, was ich Dir über ihre Reformatoren und über ihr Sektensystem schreibe, ich zweifle, ob es ein Paar ihrer Wolkenkrägler über sich bringen könnten, nicht gegen mich zu schimpfen. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie ungleich mehr Eigenliebe und Eigendünkel besizen,

als

als die jovialischern Katholiken, die selbst über ihre Thorheiten lachen helfen.

Luther und Kalvin haben das Mönchthum verbannt; sie haben die Klöster aufgeschlossen, und Mönche und Nonnen in die natürliche Freiheit gesezt; aber sie hätten gerne die ganze Welt in ein Kloster verwandelt. Ihre Religion ist traurig, und macht traurige Menschen. Mein Freund Trauttmann, der in protestantischen Ländern von beiden Sekten gelebt hat, ist mir Zeuge davon: nach seiner Versicherung wird jede kristliche Sekte in eben dem Verhältniß trauriger, je mehr sie sich vom Katholizismus entfernt. Lutheraner, Kalvinisten, Mennoniten: jede dieser Sekten wird stuffenweise ernster, steifer, ungeselliger in ihrem Betragen. Der erste Reformazionsgeist war so menschenfeindlich, daß er alle Spektakel und öffentliche Ergözlichkeiten, alle gesellschaftlichen Spiele, und alle Denkmale der bildenden und schönen Künste, aus seinen Gemeinden verbannte.

Noch leidet Genf kein Theater; noch predigt der evangelische Pastor Göz in Hamburg gegen die Komödianten, und noch hält es London für eine Sünde, am Sonntag ein Spektakel zu geben. Die Tempel dieser Sekten sind nakt und kahl. Die Reformatoren scheinen eine hübsche Dosis des melankolischen Mönchsgeistes in ihren Reformazionsgeist mit verflochten zu haben, und nach diesem haben sie ihre Anhänger gemodelt: die Erde ist ihnen ein Jammerthal; unter dem Titel der Religion treiben sie ihre Lebensart bis zu einer niederschlagenden, freudelosen Schwermüthigkeit. Nach den Pietisten, Separatisten, und dergleichen Narren in isten, ist der protestantische Bauer und Handwerker das traurigste Geschöpf in ganz Deuschland, Holland, und der Schweiz.

Der Araber Averroes sagt, die Mahomedanische Religion sey eine Religion für Schweine; die Jüdische, eine Religion für Kinder; die Kristliche, eine Religion für

Blöd-

Blödköpfe. Ich möchte gerne hinzusezen, die Protestantischkristliche sey eine Religion für Hypochondristen.

VI.

Jede geoffenbarte Religion gründet sich auf ihre heiligen Bücher. Der Wedam, Shasta, Schuking, Koran, gehören in diese Klasse. Das heilige Buch der Kristen ist die Bibel. Jeder Buchstabe derselben ist, nach dem Zeugniß der kristlichen Imane, vom heiligen Geiste den Verfassern jenes Buches eingegeben worden: daher sind die Aussprüche desselben unwiderlegbar und untrüglich. Dem ungeachtet hat es verschiedene widrige Schiksale gehabt. Einige Kühngeister haben es für unterschoben erklärt; andere haben es für eine unordentliche Kompilazion von unwissenden Hebräern ausgegeben; endlich hat man das liebe Wort

Gottes vollends für so gefährlich gehalten, daß man es dem ganzen Haufen der Gläubigen zu lesen verbot.

So blieb es bis auf den Zeitpunkt der Reformazion. Damals zogen die Kirchenverbesserer die Bibel wieder aus dem Staub hervor; übersezten sie in die deutsche Sprache, gaben sie ihren Anhängern zu lesen; und diese sahen mitleidig auf die Römischgesinnten hernieder, die des Trostes entbehren mußten, ausser dem größten Theil des neuen Testamentes, etwas von der Bibel zu Gesichte zu bekommen. Erst vor anderthalb Jahren hob der Deutsche Kaiser denn Bann auf, der auf dem Wort Gottes gelegen hatte, und gab seinen Unterthanen die Bibel in ihren verschiedenen vaterländischen Sprachen zu lesen.

Laß uns ohne Vorurtheil untersuchen, Hamid! ob es wohl gethan ist, das Heiligthum den Schwachen in die Hände zu geben; ob ihr Kopf und Herz bei dieser Leserei viel gewinnen wird.

Man

Man hat Gott den Allmächtigen zwelmal testamentiren lassen. Das alte Testament erhielt sein erstes auserwähltes Volk, die preiswürdige Nazion der Juden: das Neue ward wieder den Juden zu Theil, die aber nun aufhören sollten, Juden zu seyn. Sie sollten sich ihre Vorhaut nicht mehr abmessern lassen; sollten ihren Gott, oder eigentlich ihre müßigen Leviten, nicht mehr mit Opferkälbern und Ochsen mästen; und sollten überhaupt etwas menschlicher werden. Ihre halsstarrige Anhänglichkeit an die Giltigkeit des alten Testamentes ließ dieses nicht zu. Nur ein kleines Häuflein hieng sich an das neue Testament, zu dem sich in der Folge das Heidenvolk in einem grossen Theil von Asien, Afrika, und allmählig von ganz Europa schlug, und endlich das mächtige Kristenvolk bildete. Durch einen wunderbaren Einfall ließen sich die Kristen bewegen, neben ihrem Neuen auch das Alte für aufgehoben und ungiltig erklärte Testament unter die Zahl ihrer heiligen Bücher zu

stellen; da hingegen das hartnakige Volk der Hebräer den neuen Testamentmacher Kristus, die Kristen, und ihr Testament schimpft, verflucht, und vermaledeiet.

Beide Testamente sind jezt auf eine gewisse Zahl Bücher beschränkt. Ehedem waren deren mehr: es hat sich mancher Stümper hinzu gedrängt, der sein Geschreibse gerne für Wort Gottes verehrt gesehen hätte. Man mußte dem Unfug steuern. Es war ein schweres und gefährliches Unternehmen. Der Appendix des Konziliums zu Nizäa versichert, daß die vereinigten Väter die ganze Sammlung von den geglaubten heiligen Büchern auf einen Altar gelegt; daß die apokryfen oder unterschobenen von selbst herunter gefallen, die ächten kanonischen aber allein stehen geblieben. Seitdem wissen die Kristen, woran sie sich zu halten haben.

Uiber den Styl der Bibel läßt sich nicht viel sagen: man beantwortete die Einwürfe von dieser Seite mit der Behauptung, daß

daß sich der heilige Geist nach dem Fassungsvermögen der rohen Hebräer bequemte.

Geben wir einem jungen Deutschen von offnem Kopfe, der Wißbegierde hat, und eine derselben entsprechende Erziehung genoß, zum erstenmal die heiligen Bücher in die Hand. Er liest. Die Geschichte der Schöpfung unsers Erdballs macht den Anfang. **Gott schuff Himmel und Erde.** Seine Kosmologie sagt ihm, daß das Wort **Himmel** ein leeres begriffloses Wort sey, das allenfalls den Luftraum bedeuten könnte, den nur der Pöbel für ein blaues Gewölbe hält; und gleich darauf sieht er den irrigen Begriff von einem Firmament, oder einer soliden Oberdeke ganz ernstlich angeführt. — Er liest weiter: **Gott theilte das Licht von den Finsternißen.** Er sieht, daß hier die Finsterniß für etwas positives angegeben wird, da sie doch nichts anders als die Abwesenheit des Lichtes, etwas negatives ist.

Ganz verwirrt blättert er weiter: Gott sagte, das Firmament sey in der Mitte, und sondere die Gewässer von den Gewässern; und Gott machte das Firmament, und sonderte die Gewässer ober dem Firmament von den Gewässern unter dem Firmament 2c. Hier wird das Unding Firmament feierlich angegeben. Seine Fysik überzeugt ihn, daß kein Gewässer in der Höhe sey; daß die Ausdünstung des Ozeans, die Dämpfe der Erde, Nebel und Wolken bilden, die dann in Schnee, Schlossen, oder Wassertropfen wieder hernieder fallen. — Seine Astronomie sträubt sich gegen den Vers: Gott schuff zwei grosse Lichter. Er wollte dem irrenden Fysiker Mose selbst durch seinen Tubus zeigen, daß der Mond kein Licht, daß er ein dunkler Körper, und neben der Sonne eine wahre Kleinigkeit sey. — Umsonst durchstöbert er seine Geografie und seine Landkarten, um den Plaz zu finden, wo die vier Flüsse Fison, Gehon, Tiger, und Eufrat aus einem

ein=

einzigen Strom entstehen; er sieht, daß die Quellen dieser Flüße mehrere hundert Meilen von einander entfernt sind. — Wie man von einem Baum die Wissenschaften des Guten und des Bösen essen könne, ist ihm ein neues Räthsel; und ein noch grösseres, wie Adam allen Thieren ihren eignen Namen geben konnte, da gewisse Thierarten, wie Affen und Elefanten, nur in den heissen; andere, wie Rennthiere und Elendthiere nur in den kältesten Erdstrichen, und Steinböke vollends nur auf den höchsten Alpenspizen leben, und nie auf Einerlei Plaz zusammen kommen können. — Uiber diese ganze Bibelstelle vom Wissenschaftsbaum, und der Thierbenennung Adams läßt sich in der That nichts vollendeters sagen, als was der erste Leibarzt der hiesigen verstorbenen Kaiserin *) bei einem Gespräch über das Natursystem eines grossen französischen Filosofen **) sprach: „Wenn Adam, wie

„die

*) Gerhard van Swieten.
**) Büffon.

„die Schrift erzählt, jedes Ding bei sei-
„nem wahren Namen zu nennen wußte:
„so war es überflüßig, daß er die Frucht
„vom Baum der Wissenschaft begehrte:
„er wußte bereits mehr, als die Akade-
„mien der Wissenschaften zu Paris, Pe-
„tersburg und London."

Der über die Schlange ergangene Fluch ist ihm nichts auffallendes. Er weiß aus der Naturgeschichte, daß die Schlangen keinen Körperbau haben, um anders, als auf ihrem Bauch zu kriechen; er kennt noch tausenderlei Arten von Gewürme und Insekten, die alle auf ihrem Bauche kriechen, ohne daß ihre Voraltern irgend eine Eva zum Apfelbiß gereizt haben.

Was muß er bei der Vermaledeiung des Weibes denken, die darin besteht, daß sie oft schwanger werden, ihre Kinder mit Schmerzen gebähren, und unter der Gewalt des Mannes seyn soll? Der erste Punkt scheint den kristlichen Damen gar nicht unangenehm; denn er ist die Folge

eines

eines Gefühls und eines Spieles, welches das einzige Element der Weiber ist. Die Geburtsschmerzen sind nicht allgemein; die Weiber in der Levante, in dem größten Theil von Asien, und in Nordamerika, gebähren ohne Schmerz. Und wo sich Schmerz bei der Geburt einfindet, kömmt er aus fysischen, unausweichlichen Ursachen. Viele Gattungen von Thieren haben eben so heftige Geburtsschmerzen als manche Weiber; und man wird ihnen doch wohl kaum die Uibertrettung eines göttlichen Gebotes zur Last legen. Die Unterwürfigkeit des Weibes für den Mann, ist vielmehr Wohlthat; sie hat ihren Grund in der körperlichen Stärke und Schwäche des einen und des andern; sie gewährt dem Weibe Schuz, Zuflucht, und eine Quelle der Lust.

Die grosse Wasserflut, genannt Sündflut, hat ihm so viele Schwürigkeiten, daß er sie nicht anders als durch ein Mirakel retten kann. Und der Regenbogen, den die Optik als das natürlichste Phänomen

de=

demonstrirt, muß nach den Gesezen der Natur immer gewesen seyn, und immer erscheinen, sobald die Sonne, die Regenwolke, und das Aug eines Menschen in einer gewissen Richtung stehen; kann also kein Bürge gegen Wassersnoth seyn.

Ich müßte diese Materie noch lange fortsezen, wenn ich sie erschöpfen wollte. Diese Beispiele seyen uns genug. Ich vermuthe, derlei Betrachtungen müssen manchen Katholiken beim Lesen seiner Bibel ängstigen; es fehlt aber ihren Schriftgelehrten auch nicht an Gegensäzen, um jene Aengstigkeiten zu zerstäuben. Ihr Hauptargument ist, daß die Bibel da sey, nicht, um ihre Anhänger zu Gelehrten, sondern zu gläubigen Kristen zu machen; und daran haben sie vollkommen Recht.

Der Verfasser jener Schöpfungsgeschichte ward, wie man sagt, von egyptischen Priestern erzogen; er hat also unbezweifelt die Wissenschaft und das System jener Priester benüzt. Vor kurzem hat ein deutscher

Ge=

Gelehrter ein Buch versprochen, darin er die Quellen anzeigen will, deren sich Mose wahrscheinlicher Weise bei der Verfertigung seiner Schriften bediente. Es ist zu wünschen, daß er sein Versprechen erfülle. Mose bleibt, ungeachtet dieser Entdekung, wenn man will, doch immer ein von Gott inspirirter Mann; nur seine Unwissenheit in der Fysik fällt auf ihn selbst; und dann kommen glüklicher Weise Offenbarung und richtige Naturkunde nicht mehr mit einander in einen Gegenstoß.

Bis dahin ist es unläugbar, daß der Kopf eines in Wissenschaften bewanderten Bibellesers manchmal in grosse Verlegenheit kommen muß, wenn ihm auf der einen Seite sein Pfarrer sagt: so hat es Gott geoffenbaret; und auf der andern sein Professor durch A + B — C = X gerade das Gegentheil beweiset.

VII.

Das Herz ist leichter zu verführen, als der Kopf. Auch ist die Verführung des Herzens allgemeiner, als die des Kopfes, weil viele Leute keinen Kopf haben, deren Herz doch jedem Eindruk sehr offen ist, und sich von demselben dahin reißen läßt.

Man kann nicht läugnen, daß — menschlicher Weise zu reden — im alten Testamente eine Menge von Stellen und Beispielen sey, die das Herz des Schwachen irre führen, und seine Fantasie verwirren könnten. Ich schike dir eine Bibel, Hamid, um der Mühe überhoben zu seyn, die Stellen alle auszuschreiben, welche für ungeübte Leser gefährlich seyn könnten. Durchlies den Ekklesiastes; du wirst finden, daß der buchstäbliche Sinn zu einem ganz sinnlichen Leben, ohne Deutung auf ein künftiges einladet. Lies das sogenannte Hohe Lied, und du wirst auf Schilderungen

gen treffen, die etwas profan scheinen: ich will eben nicht mit Grotius, und Whiston sagen, daß es ein ärgerliches, sittenverderbendes Buch sey; aber ich wundere mich doch, daß es unter den kanonischen steht. Das Buch Ester; das Buch Tobias, wo der krumme Teufel Asmodi aus Eifersucht sieben Männer der Sara in der ersten Brautnacht erdrosselt, endlich aber von dem Erzengel Rafael an einen Felsen in Ober-Egypten geschmiedet wird; das Buch Ruth, und noch mehr ähnliche, sind von einigen Ungeweihten ungescheut in die Rubrik der geistlichen Romane gesezt worden.

Die Bücher einiger Profeten, zum Beispiel, des Ezechiel, sind in mehr als einem Betracht anstößig, wenn man den allegorischen Sinn davon nicht wohl inne hat. Das Leben Samuels und Davids; die Bücher der Richter, Judith, der Könige, sind ein ununterbrochenes Gewebe von Verwüstungen, Plünderungen, Meuchelmorden, Entthronungen, und andern Grau-

samkeiten, — immer menschliche Weise zu reden, und im buchstäblichen Sinne genommen, so wie es der grosse Haufe der Gläubigen nur lesen kann. — Agags unmenschliche Hinrichtung durch Samuel; Sisara's Meuchelmord durch die Jahel; das Heldenstük der mit Holofernes zu Bette gehenden Judith; der abscheuliche Königsmord Eglons durch seinen Kriegsgefangnen Aod; die wider alles Völkerrecht unternommene Ausrottung der Kanaanäer 2c. 2c. 2c. sind eitel Dinge, die in unsern Augen abscheulich sind, in der Bibel aber mit Lobsprüchen und Beifall angeführt werden.

Der Franzose Desgran hat ein Buch geschrieben, darin er eine Menge von Ausschweifungen und Lastern anführt, die er alle mit Stellen oder Beispielen aus der Bibel rechtfertigen will. Wir gestehen, daß dieß eine boshafte, eine gottlose Schrift sey; aber wir können auch nicht läugnen, daß dieser Gebrauch von biblischen Sprüchen und Thaten nicht immer bloß theore-

tisch auf dem Papier, sondern wohl auch praktisch auf die traurigste Weise sey gemacht worden.

Der Königsmörder Olivier Kromwell führte nebst seinen Pistolen stets die Bibel bei sich am Sattel seines Pferdes. Mit dieser erhizte er seine fanatischen Spießgesellen, führte sie in die Schlacht, und seinen König auf das Blutgerüste. Ohne dem verderblichen, höchst sträflichen und boshaften Gebrauch, den er von der Bibel machte, würde er nie einen Reisigen seines Königs aus dem Sattel gehoben haben. Dieß war ein Misbrauch der heiligsten Sache! freilich, aber es kostete Karln sein Leben.

Wer erinnert sich des traurigen Endes vom französischen König Heinrich dem III. nicht? Sein Mörder, Jakob Klement, stärkte sich zu diesem Zelotenstreich durch die Bibel. Er war kurz vor der Schandthat in einen Schlummer verfallen, und man fand neben ihm sein Brevier liegen, wor-

in die Geschichte der Judith aufgeschlagen war. Dieses hochgepriesene glänzende Beispiel war die Springfeder, welche seiner Seele den Schwung gab.

Während der Lige in Frankreich schrien die Pfaffen so lange von ihren Kanzeln: Es fehlt uns an einem Aod! Wir müssen einen Aod haben! bis sich endlich einer fand, der auch Heinrich den IV. mordete.

Kaum ist je ein Fürstenmord von einem Juden oder Kristen begangen worden, bei dem nicht Bibel und Religion im Spiele waren.

Noch in den neuesten Tagen hat ein ehrsamer Webermeister in Norddeutschland zween seiner Söhne geschlachtet, indem er vorgab, wie Abraham, den Befehl Gottes dazu empfangen zu haben.

Ein gewisser Kranz behauptet, die Bibel wäre längst zu Makulatur geworden, wenn nicht das Interesse der Geistlichen davon abhienge. Herr Kranz übertreibt die Sache. Die Bibel ist und bleibt immer

ein

ein schäzbares Denkmal des Alterthums, obschon sie ein Mann, der keiner geoffenbarten Religion anhienge, schwerlich für eine unmittelbar und bis auf jede Sylbe von Gott eingegebene Schrift anerkennen, und unbeschränkt jedem trivialen Nebelkopf zu seinem Lesebuch geben, oder anpreisen würde.

Ich bin keineswegs von der Partei des Römischen Index, dafür bewahre mich der Genius des Menschenverstandes! aber die fünfte Regel desselben scheint mir nicht die abgeschmakteste zu seyn. „Es hat sich durch „die Erfahrung bestättiget, daß, wenn „die in die Volkssprache übersezte Bibel „jedermann ohne Unterschied zu lesen er„laubt ist, durch die Verwegenheit der „Menschen mehr Uibels als Gutes dar„aus entstehe ꝛc.“

Von dem lächerlich ekelhaften Gebrauch, den die bibellesenden Bauern, wenn sie besoffen sind, beim Bier- und Brandteweinglase von ihrer heiligen Belesenheit gewöhn-

lich zu machen pflegen, schweige ich . .

. . . .

Ob sich mit allen diesen Betrachtungen der hohe Ausruf einiger Zeitungsskribler, und protestantischer Bibelverehrer vertrage, will ich dahingestellt seyn lassen. Welch Glük ist es für den gemeinen Mann, rufen sie, daß er sich nun selbst aus Gottes Wort erbauen und trösten kann!

VIII.

Das neue Testament ist ungleich brauchbarer. Es lehrt eine gute Moral, die zwar meistens auch schon von den ältern Filosofen gelehrt ward. Einige Stellen desselben müssen ebenfalls mit vieler Behutsamkeit gelesen und angewandt werden.

Es besteht heutiges Tages nur aus vier Evangelien, verschiedenen Apostelbriefen, der Apostelgeschichte, und einer gewissen sogenannten geheimen Offenbarung. Man hatte einst wohl an die fünfzig Evan-

ge-

gelten, elf Apokalypsen, und eine Menge anderer ähnlicher Bücher, die aber mit der Zeit alle für unterschoben erklärt, und bis auf die jezt noch giltigen sind verworfen worden.

Der unglüklichste Ausspruch im ganzen neuen Testamente ist der Befehl eines Mannes, den er einem seiner Bedienten giebt, er soll die geladenen Gäste auch wider ihren Willen zwingen, in sein Haus zu kommen. *) Dieser Ausspruch ist nicht an sich selbst unglüklich, sondern durch den Gebrauch, welchen man seit siebenzehn Jahrhunderten in der kristlichen Kirche davon gemacht hat. Die Kristen glaubten sich kraft desselben bevollmächtiget, alle Heiden, Juden, Mahomedaner; alle Deisten, Naturalisten; alle Leute mit und ohne Religion zum Eingang in ihre allein seligmachende Kirche zwingen zu dürfen und zu müssen. Sie dehnten diesen Eifer, wo sie die stärksten waren, sogar auf alle Nebensekten ihrer eignen Religion aus; und jede dieser

*) Compelle eos intrare.

Nebensekten that, wo sie die stärkste war, eben dieß vergeltungsweise wieder gegen alle übrige kristliche und unkristliche Religionen, Kirchen, Sekten, Gemeinheiten, und Brüderschaften, an deren überirdischem Wohl sie ganz unberufen zu arbeiten anfieng. Durch diesen Ausspruch entstanden die Religionskriege, Völkermorde, Inquisizionen, Scheiterhaufen, und geistlichen Blutgerüste.

Ich habe eine Berechnung gesehen, die ein Engländer über alle Menschenmorde soll gemacht haben, welche zur Ehre, Ausbreitung, Empfehlung, und Aufrechterhaltung der kristlichen Religion seit Anfang der kristlichen Zeitrechnung von den verschiedenen kristlichen Sekten sowohl gegen ihre eigne Glaubensverwandte als andere unkristliche Religionsdiener sind verübt worden.

Hier ist sie:

Schon im Jahr 251. der kristlichen Zeitrechnung hatten die Kristen einige Unruhen in Rom erwekt: der Priester Nova-

vazian zankte sich mit dem Priester Kornel um den römischen Stuhl, nachher das Papstthum genannt; denn schon damals war dieß ein wichtiger Plaz, der Geld eintrug. Zu gleicher Zeit zankten sich die zween Priester Zyprian und Novat um den Stuhl von Karthago. Diese beiden Schismata oder Spaltungen verursachten viele Mordthateu in Rom und Karthago. Wenn wir nur zweihundert getödtete oder tödtlich verwundete Personen auf diese Gelegenheit rechnen, so wird es wohl nicht zu viel seyn. Sezen wir also 200

Sobald die Kristen unter Konstantin die Freiheit erhielten, ungestraft ihre Rache ausüben zu können, schlugen sie

Transport 200

die Weiber, Kinder und viele Anhänger der beeden Gegenkaiser Galerius und Maximin todt. Rechnen wir die ganze Zahl der bei dieser Gelegenheit ermordeten wieder auf zweihundert. Giebt 200

In dem Schisma der Donatisten in Afrika kann man nicht weniger als vierhundert Menschen annehmen, die mit Streitkolben todtgeschlagen wurden; denn die Bischöfe wollten nicht, daß man sich mit bloßen Säbeln erwürgen sollte. Giebt 400

Man weiß, zu welchen Abscheulichkeiten, und zu wie vielen bürgerlichen Kriegen das einzige Wort Konsubstanzial Ursache und Anlaß gegeben hat.

Latus 800

Transport 800

Diese theologische Feuersbrunst stekte das ganze Römische Reich zu verschiedenenmalen in Brand, und erneuerte sich ungefähr vierhundert Jahre lang in allen durch die Gothen, Burgunder, und Wandalen verwüsteten Provinzen. Wenn wir nur dreimalhunderttausend Kristen über diesen Zank von andern Kristen ermordet annehmen, ohne die dadurch an den Bettelstab gebrachten Familien mit einzuzählen, so kann man uns nicht vorwerfen, die Rechnung übertrieben zu haben. Giebt 300000

Der Streit zwischen den Bilderstürmern und Bilderverehrern hat wenigstens sechszigtausend Leben gekostet. Giebt 60000

Latus 360800

Transport 360800

Wir dürfen hier die hunderttausend Manichäer nicht übergehen, welche die Kaiserin Theodora im Jahr 845. im griechischen Reich ermorden ließ. Es war dieß die Buße, welche ihr Beichtvater ihr auferlegt hatte, weil man bis auf jenen Zeitpunkt noch nicht mehr als zwanzigtausend jener Kezer aufgehangen, gespießt, und ertränkt hatte. Diese Starrköpfe verdienten wohl, daß man sie alle todtschlug, um ihnen zu beweisen, daß es nur ein gutes und kein übelthätiges Urwesen gebe. Das ganze macht also wenigst die Zahl von hundertzwanzigtausend.

Giebt 120000

Latus 480800

Transport	480800
Wir wollen nicht mehr als zwanzigtausend zählen, die bei den häufigen Tumulten erschlagen wurden, welche von den sich um die Bischofsmüze allenthalben zankenden Priestern erregt worden sind. Man muß bescheiden seyn. Giebt. . .	20000
Man hat berechnet, daß die unbeschreibliche Thorheit der heiligen Kreuzzüge zwo Millionen Kristenköpfe gekostet habe. Ich will sie aber aus Mäßigung nur auf anderthalb Millionen sezen. Giebt . . .	1500000
Der Kreuzzug der geistlichen Ritter des deutschen Ordens, die mit so rühmlichen und heiligen Eifer die Küsten der Ostsee verwüsteten, hat wenigst hunderttausend Todte gekostet. Giebt	100000
Latus	2100800

Transport 2100800

Eben so viele kommen auf den Kreuzzug in Langedok, wo man lange Zeit nichts als die Asche von den Scheiterhaufen, und die von Wölfen auf freiem Felde verzehrten Todtenknochen sah. Giebt 100000

Für die Kreuzzüge gegen die deutschen Kaiser, seit Gregor dem VII., wollen wir nicht mehr als dreimalhunderttausend Köpfe rechnen. Giebt 300000

Das große Schisma der abendländischen Kirche im vierzehnten Jahrhundert, rieb so viele Menschen auf, daß man unsere Mäßigung sehr preisen muß, wenn wir nicht mehr als fünfzigtausend Schlachtopfer der Rabbia papale zählen. Giebt 50000

Latus 2550800

Transport 2550800

Die Andacht, mit der man zu Ende jenes grossen Schisma in Konstanz am Bodensee die zween Priester Hanns Huß und Hieronimus Faulfisch verbrannt hat, machte dem Kaiser Sigmund und dem Konzilium allerdings viel Ehre; aber sie verursachte, ich weiß nicht wie, den Hußitenkrieg in Böhmen, in dem wir keklich hundert fünfzigtausend Todte zählen dürfen. Giebt. 150000

Nach diesen grossen Schlächtereien müssen wir gestehen, daß die Würgereien in Merindol und Kabrieres sehr unbedeutend seyen. Die Rede ist bloß von zwei und zwanzig ansehnlichen Fleken, die in Brand gestekt worden; von achtzehn=

Latus 2700800

Transport 2700800

tausend Unschuldigen, die erwürgt und verbrannt worden; deren noch an den Brüsten hangende Säuglinge in die Flammen geworfen; deren Töchter genothzüchtiget, und dann in Stüke zerrissen; deren ältere Weiber durch Pulver in die Luft gesprengt worden, ꝛc. ꝛc. Weil aber diese Exekuzion planmäßig, mit allen Formalitäten der Justiz, vorgenommen wurde, darf sie nicht übergangen werden. Giebt 18000

Endlich sind wir zu der heiligsten, zu der glänzendsten Epoche des Kristenthums gekommen, das zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts einige zu unbedeutende Leute reformiren wollten. Da sich aber

Latus 2718800

Transport 2718800

die heiligen Väter Päbste, die heiligen Bischöfe, die heiligen Aebte, nicht reformiren lassen wollten, so tummelten sich beide Parteien durch ganze zweihundert Jahre auf Leichen herum, und hatten nur kleine friedliche Zwischenzeiten. — Wenn sich jemand die Mühe geben wollte, alle seit der Regierung des heiligen Vaters Leo des X bis auf die des heiligen Vaters Klemens des IX verübte juridische und unjuridische Menschenmorde; alle durch den Henker abgeschlagene Priester- Laien- und Fürstenköpfe; das in vielen Provinzen durch die Menge der rauchenden Scheiterhaufen vertheuerte Holz; alles von einer Spize Europens bis zur

Transport 2718800

andern vergossene Blut; die in Flandern, Deutschland, Holland, Frankreich, auch sogar in England bis zur Ohnmacht ermüdeten Henkersknechte; dreissig bürgerliche Kriege über die Brodverwandlung, die Prädestinazion, über Chorhemden und Weihwasser; die Verwüstungen der Schweden in Deutschland; die Mordgräuel der Pariser Bartholomäus-Hochzeit, die Mordstürme in Irland, die Schlächtereien der Waldenser, die Mezeleien in den Sevennischen Gebürgen 2c. 2c. 2c. 2c. zusammen zu rechnen; so würde man ungezweifelt mehr als zwo Millionen Erschlagener, und mehr als drei Millionen Verunglükter, in das äusserste

Latus 2718800

Transport 2718800

Elend gestürzter Familien herauskriegen. Weil es aber hier bloß um die Erwürgten zu thun ist; laßt uns mit Schauder geschwinde zwo Millionen ansezen. Giebt. 2000000

Laßt uns nicht ungerecht seyn, laßt uns der heiligen Inquisizion nicht mehr Schandthaten aufbürden, als sie wirklich mit Chorhemd und Stole begangen hat; übertreiben wir nichts; sezen wir die Zahl aller Seelen, die sie in den Himmel oder in die Hölle geschikt hat, auf zweimalhundert tausend. Giebt. . 200000

Laßt uns die zwölf Millionen Menschen, die nach der Versicherung des Bischof Las Kasas in Amerika durch die Spanier der kristlichen Religion sind ge-

 Latus 4918800

Transport 4918080

opfert worden, nur auf sechs Millionen herunter sezen; und dabei den trôstlichen Gedanken haben, daß sie ja keine Menschen gewesen, weil sie keine Kristen waren. Giebt. . . 6000000

Laßt uns mit eben dieser Mäßigung die viermalhundert tausend Menschen, welche in dem durch die ehrwürdigen Väter Jesuiten in Japan angestifteten bürgerlichen Kriege umgekommen sind, auf eine kleinere Summe bringen. Zählen wir nicht mehr als dreimalhundert tausend. Giebt. 300000

Die vier oder fünf bürgerlichen Kriege in Ungarn, welche durch die Intoleranz der wienerischen Hofjesuiten entstanden, das schöne Ungarn in Blut und

Transport 1121880o

Flammen sezten, und sogar die lezte Belagerung Wiens nach sich zogen, kosteten von beiden Seiten nicht mehr als etwa hundert fünfzigtausend Menschen, noch immer sparsam berechnet. Giebt 150000

Die Unruhen wegen den Bedrükungen der Dissidenten in Polen, die nur fünf Jahre lang anhielten, Polen von einer Eke zur andern verwüsteten, einen Mordanschlag auf den beßten König veranlaßten, und dessen Blut wirklich verspritzten; rieben, weil für die Sache der Religion, folglich mit äusserster Erbitterung gekämpft ward, wenigst fünfzigtausend Menschen auf. Giebt 50000

 Latus 1141880o

Transport 11418800

Laßt uns den allerneuesten Londner Religionskrieg vom J. 1780 nicht vergessen. Es wurden zwar nur vierhundert Menschen dabei todtgeschlagen, und zween katholische Gesandte mit Feuerbränden aus ihren Häusern gejagt; aber das Faktum verdient der Nachwelt aufbehalten zu werden, weil es in den Tagen der Toleranz und Aufklärung vorfiel. Giebt. . . 400

Summa Summarum. 11,419,200

Alles zusammen beläuft sich also nicht höher als auf die Summe von elf Millionen viermalhundert neunzehntausend zweihundert Menschen, die aus Liebe Gottes und der kristlichen Religion, erschlagen, geköpft, erdrosselt, in Stücke gehauen, ertränkt, verbrannt, gerädert, mit Pferden

den zerrissen, gespiest, in die Luft gesprengt, todtgeschossen wurden, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Alles gemäß des neutestamentischen Ausspruchs: „Zwinge sie, herein zu kommen!“

IX.

Uiber den Stifter der kristlichen Religion sind schon seit lange die wunderbaresten Meynungen, Erklärungen, und Geschichten herumgegangen. Jesus von Nazaret hat nichts selbst geschrieben; alles von ihm ist nur Tradizion. Dieß hat einige seiner Gegner desto dreister gemacht.

Es mangelt nicht an Leuten, welche die ganze Geschichte von Jesus Kristus; von dem in Kephas verwandelten Simon; von dem in Paulus verwandelten Saulus, der durch einen Lichtstrahl blind, und durch eine Stimme vom Pferde geworfen wurde, für eine Allegorie halten. Das Stillschwei-

gen der mit jenen Leuten und Thaten gleichzeitigen profanen Schriftsteller, über die Existenz jener im geistlichen Verstande so merkwürdigen Männer, hat sie dazu verleitet. Es ist das Geschäft der Theologen, sie eines bessern zu belehren.

Diese sind noch nicht die schlimmsten. Es kam sogar ein böser Mann, der sagte, daß das Menschengeschlecht unter dem Vorwand der Religion von drei Männern vorsäzlich sey getäuscht worden. Erstaune Hamid! der Kühne nennt darunter den Moses, den Kristus, und unsern Profeten Mahomed.

Er will beweisen, daß Moses der erste war, der mit seinem Pentateuchus die Judenschaar täuschte. Unglüklicher Weise hat er Anhänger gefunden. Diese verzeihen es dem Moses nicht, daß er den Juden den hochmüthigen Begriff einer Theokratie in den Kopf gesezt; daß er ihnen den Irrthum eingekäuet, als ob sie — die elendesten der damaligen Nazionen — das auserwählte Volk

Got-

Gottes wären; daß er den Namen Gottes misbrauchte, um seine Rotte zu grausamen Thaten zu bereden; daß er seine Unwissenheit und seine Irrthümer unter dem Namen des höchsten Wesens ausstreute; daß er dem Allmächtigen alle Leidenschaften und Schwachheiten eines armseligen Menschen andichtete. Dieß sind dreiste Männer, wie Du siehst. Einer davon *) hat ohne weiters den heiligen Pentateuch mit den Rathen und Thaten eines gewissen Don Quixott verglichen, welches, wie ich mir hab sagen lassen, eine höchst schnakische Mähr seyn soll.

Der zweite sollte nach des gottlosen Skriblers Lästerung der gute Mann Kristus seyn. Er, der sich für den Messias ausgab; der die alten Profetensprüche auf seine Person deutete; der gewisse Wunder wirkte, die sich allenfalls auch natürlicher Weise hätten wirken lassen; der Lehren und Be-

*) Lord Bolingbroke.

fehle gab, die buchstäblich genommen, zu ungereimten Misdeutungen Anlaß geben könnten. Allein der Freche ist bis zur Überfülle widerlegt: nicht eine einzige Kristenseele hat er auf seine Seite gebracht.

Endlich kömmt die Reihe an unsern Profeten. Man wirft ihm vor, daß er unverschämt genug war, seine abgeschmakten Träumereien seinen schwachköpfigen Nachbarn als Offenbarungen vom Himmel aufzuheften; daß er Schurke genug war, den Betrug mit dem Säbel in der Faust zu predigen, in Stüke zu hauen alles, was sich dem Betrüger widersezte, und Fanatiker zu bilden, die mit gleicher Wuth den Betrug aus einem Welttheile in den andern fortpflanzten. — Ein Glük für den eigensinnigen Schriftsteller, daß er keinem unsrer Mufti, Imane, oder Derwische in die Hände gefallen ist!

Die Juden sind vollkommen zufrieden, daß er Kristum und Mahomed für Betrüger erklärt; nur ihren Moses wollen sie

un=

unangetastet sehn; wegen der Injurie gegen diesen beten sie ihren Fluchpsalm über den Verfasser, wünschen ihm den Teufel zur Rechten, und Schwielen an den H * t * n. . . . Die Kristen wollen Moses und Kristus gerettet haben, und schimpfen über unsern Profeten noch mehr als jener Schrifterling. . . . Unser Mufti würde ihn dafür spießen lassen, daß er unsern inspirirten Kameeltreiber mit dem Egyptischen Fündling und dem gekreuzigten Galiläer in Eine Klasse gesezt hat.

Wie aber, wenn ein Konfuzianer oder Bramist das Buch von den drei täuschenden Religionsstiftern läse; weß Sinnes würde wohl dieser seyn?

Einer der besten deutschen Köpfe *) hat eine neue Idee über Kristum gewagt. Er behauptete, daß der Zwek Jesu nicht der gewesen sey, ein überirdisches Reich zu gründen, sondern sich im politischen Verstande zum König der Juden aufzuwerfen. Der

Streich

*) Lessing.

Streich misglükte, und dann erklärten seine Schüler die Absicht desselben im allegorischen Verstande. — Meine Sache ist es nicht, Hamid! mich sehr genau über die Absichten eines vor mehr als anderthalbtausend Jahren verstorbenen Mannes zu zergrübeln; ich lasse sie in ihrem anscheinenden Werthe; aber die Verlegenheit, die orthodoxe Wuth, in die das Moscheenvolk der Kristen durch die Bekanntmachung des Zwekes Jesu gesezt worden, soll für die Filosofen ein höchst unterhaltender Auftritt gewesen seyn.

Die Katholiken glauben mit dogmatischem Eifer, daß Kristus der wahre Sohn Gottes sey. Die Protestanten fangen allmählig an, laut zu sagen, daß Kristus ein Mensch war wie jeder andre, der aber mit guten Gaben ausgerüstet Moral predigte, und in diesem Verstande ein Sohn Gottes, das heißt, ein guter Mensch war. Dabei muß man sich verwundern, daß sie doch gegen die meisten Schriften schreien, die systematisch über diese Sache handeln.

So erschienen vor kurzem ein gewisser Horus, und Briefe über die Bibel im Volkston, darin die ganze Lebensgeschichte Jesu, seine Wunder, seine Fähigkeiten, seine Thaten, ganz nach dem Gang der Natur erklärt wurden; und sogleich quäkten die kritischen Frösche mit dem jämmerlich lächerlichen Argument dagegen: obschon die Sache in sich wahr seyn möge, so werde doch durch die zu simple Erklärung derselben vielen Schwachen ihre Ruhe geraubt. Indessen ist jene Idee nichts weniger als neu. Schon im Jahr 1736. machte sie der Piemontesische Graf Radikati in seiner Parallele zwischen Lykurg und dem Nazaräer bekannt. Er bewies, daß Kristus und Johannes bis in ihr dreißigstes Jahr Egyptische Gelehrsamkeit und Arzneikunde studiert; daß Kristus darauf den Endschluß gefaßt, seine Nazion vom Joche der Pfaffen frei zu machen, und deswegen mit Johannes verabredet, daß dieser in die Wüste gehen, und predigen sollte, daß ein

grosser Profet kommen würde: worauf Kristus erschien, mit Egyptischen Kenntnissen Krankheiten heilte, deren Hebung dem unwissenden Judenvölklein übernatürliches Wunder schien, und so fort; welches auch der Plan der Bibel im Volkston ist.

Ein Engländer hat eine Berechnung gemacht, wie lange der historische Glaube über irgend eine Thatsache dauern könne. Vermöge dieser sonderbaren Berechnungsart will er herausgebracht haben, daß die Welt nach ungefähr zweitausend Jahren gar nicht mehr an Kristum werde glauben können. Es ist zu bedauern, daß dieser filosofische Arithmetiker die Grundsäze seiner Kunst nicht bekannt macht, damit man bei Zeiten den schädlichen Wirkungen derselben einigermassen vorbeugen könnte. Ich rathe dem Klerus freundschaftlich, den Mann und seine Berechnungsart so bald und so überzeugend als möglich verdächtig zu machen.

Die heutigen Europäischen Filosofen versichern ganz einstimmig, daß allmählig jede geoffenbarte Religion der natürlichen werde Plaz machen müssen. Sie behaupten, daß dieß in der Wesenheit der Perfektibilität des Menschen liege; daß die einmal aus dem Sumpf der Barbarei emporsteigende Vernunft nothwendig auf diese Stufe zu stehen kommen müsse. Zum Beweis führen sie das Beispiel der Egypter, der Kaldäer, Juden, Perser, Griechen, und Römer an.

Zu den Zeiten des Apis und der Isis gieng in Egypten alles gegen die natürlichen Geseze; unter den Ptolomäern und unter der Kleopatra kam alles wieder in den Gleis der Natur. — In der grauen Vorzeit unterhielten sich die Menschen in Kaldäa sehr gemeinschaftlich mit den Göttern. Der Fisch Oannes stieg täglich aus dem Wasser hervor, und predigte an den Ufern des Eufrat seinen Anbetern. In den Tagen des Darius und Alexander hat-

te dieß alles sein Ende. — Die Theokratie der Juden fing sich mit Mose an. Das bloße Ansehn der Arche, die Handlegung an das Rauchfaß, der Versuch in das Allerheiligste zu gehn, werden mit Schwären, Aussatz, und plözlichem Tode bestraft. Indessen raffiniren die Römer Wissenschaften und Politik. Nun plündert Krassus den Tempel, Pompeius geht ins Allerheiligste, Anton verschenkt das ganze Judenländchen an den Araber Herodes; und der Himmel thut auch nicht den Schatten eines Wunders, um seinem geliebten auserwählten Volk all diese Schmach abzuwenden. — Kadmus säet Drachenzähne in Griechenland: König Numa in Rom erhält Unterweisungen von der Nymfe Egeria. Zu Juvenals Zeiten lacht man in Rom und Athen über Götter, Halbgötter, Nymfen, und Faunen; über Styx und Olymp.

Jedes Volk fängt mit einer Theokratie an, und hört mit Spott und Verwünschungen über Pfaffenbetrug auf.

Lessing

Lessing hat den Deutschen mit dürren Worten gesagt, daß ihre kristliche Religion oder der neue Bund, eben so antiquirt werden müsse; wie es der jüdische Bund ward *). Aber die Theologen haben ihm geantwortet.

Die Franzosen haben eine Menge Schriften über diesen Gegenstand; die Deutschen kaum drei bis vier. Ihre Priester, selbst die der Protestanten, schreien wie rasend dagegen. Unglüklicher Weise haben sie die Fürsten geblendet, daß auch diese das antiquiren für eine gefährliche Sache halten. Nur Ein deutscher König läßt die Gelehrten in seinen Staaten frei über diese Sache sprechen. Man wünscht und hofft, daß er Nachahmer habe. Der edlere Theil der Nazion hat den gefährlich scheinenden Schritt doch schon gethan.

X.

*) In der Erziehung des Menschengeschlechts.

Bayerische Staatsbibliothek München

X.

Nach der Bibel berufen sich die katholischen Priester in ihren Aussprüchen gewöhnlich auf ihre sogenannten Kirchenväter und Konzilien.

In den Zeiten der Barbarei macht man jeden Pedanten, der einige Blätter voll unverständlichen Wustes zusammenträgt, zum Gelehrten; je nonsensikalischer das Geschreibse ist, desto ehrwürdiger wird es: der undenkende Haufe hält den für einen Denker, der dreiste genug ist, ihm seine Irrthümer mit einer gewissen unverschämten Zudringlichkeit vorzukäuen. Spricht der Schulfuchs vollends von überirdischen spekulativen Dingen; verpallisadirt er seine Grillen fleißig mit Fluch und Bann; droht er jedem, den es allenfalls gelüsten könnte, zu widersprechen, mit Scheiterhaufenfeuer hier und Höllenfeuer dort: dann ist der heilige Vater, der Kirchenlehrer fertig.

Dieß

Dieß ist die Kondition jener gepriesenen Männer; denn, wär es nicht so, wie wär es möglich, daß der englische, der serafische, der honigflüßende, der subtile, der unüberwindliche, der irrefragable Doktor, und wie sie noch alle heißen mögen, mit ihren Schriften einiges Aufsehn hätten machen; daß sie nur so viele Minuten lang über den Geist ihrer Zeitgenossen hätten herrschen können, als viele Jahrhunderte sie darüber geherrscht haben.

Man erschrikt beim Anblik der ungeheuern Foliobände eines Augustin, Ambros, Hieronimus, Thomas ꝛc. ꝛc. Einige hie und da klebende Lappen von einer Art Beredsamkeit oder Schwäzerei ausgenommen, ist alles übrige ungenüßbar. Unsinn und Widersprüche haben auf jedem Blatt Bürgerrecht. Für einen Denker unserer Tage wüßte ich keine empfindlichere Strafe, als ihn zum Lesen der Opera omnia eines Kirchenvaters zu verdammen: ein Schöngeist

würde vollends wie an Rattenpulver daran plazen.

Sofistische Spizfindigkeiten, Wortspiele, Allegorien bis ins Lächerliche getrieben, überspannte Moral, schiefe Bibelkommentarien, unsinnige Mönchsideen, leere Plattheiten, alberne Deklamazionen; hie und da vorsezliche Ungereimtheiten und Verdrehungen, machen den größten Theil der patristischen Bücherschreiberei aus. Nebenher flimmern einige gesunde Säze durch, die aber jene Masse von unbrauchbarem Gezeuge lange nicht aufwägen.

Ich würde dich und mich belangweiligen, Freund Hamid, wenn ich die undankbare Mühe auf mich nähme, die Opera omnia der Kirchenväter zu skelettiren. Nur einige wenige Beweise.

Der Kirchenvater Augustin — im Lenze seines Lebens ein Manichäer, übrigens der determinirteste Pflastertretter, Mädchenbändiger, und Ausschweifling; im Herbst seiner Tage orthodox, Andächtling, Bischof,

Or=

Ordensstifter, Kezerhammer; vor und nach seiner Bekehrung aber stets in sofistischen Subtilitäten gleich stark — ist der verdienstvolle Mann, der die ganze kristliche Welt in die Erbsünde hineindemonstrirt, und alle bis ans Ende der Welt je ans Tageslicht kommende, kommen sollende und werdende Menschenkinder zu Teufelsbraten erklärt hat. Vergeblich beweisen die Filosofen jezt, daß es höchst unklug sey; dem Menschen zu sagen, daß er von Natur und Geburt aus ein Ungeheuer, ein Kind des Teufels, ein Bösewicht sey und sein müsse; vergeblich berufen sie sich auf das Beispiel so vieler gutherziger und grundehrlicher Nichtkristen, die durch keine Taufe wiedergebohren worden: Augustin hat seinem Jahrhundert die Erbsünde bewiesen, und nun ist sie ein dogmatischer Saz der Kirche.

Der Kirchenlehrer Thomas von Aquin, sonst der Schulenengel genannt, schrieb siebzehn dike dike Foliobände; untersuchte darin, wie viele Engel auf einer Nadel-

spize tanzen können; lehrte die Kunst, aus einer einfachen Sünde eine zehnfache zu machen; gab dem Menschen drei Seelen, und spaltete jede wieder in drei Theile. — Athanas stieß diejenigen als Barbaren von sich, die behaupteten, daß sich der Luftraum auch unter den Horizont erstreke. — Ambros erklärt Noah's Kasten, und belehrt uns, das das kleinere Pförtchen des Kastens das Sinnbild unsers H— n sey, wodurch die Exkremente ausgetrieben werden, — Hieronimus spricht in allem Ernste von Zentauren und Faunen, die mit einem gewißen Waldbruder Anton Gesellschaft gepflogen.

Diese Leute wären, wie du siehst, an sich eben nicht fürchterlich; sie sind ihre eignen Todtschläger, ihre Mordkeule ist ihre jämmerlich grobe Unwissenheit; aber die Vielblättrigkeit derselben schrekt jeden ab, diese häßlichen Leichen genauer zu besehn. Nur die Mönche, in deren Kuttenwinkeln die vergessenen Väter noch herumspuken, ziehn sie fleißig bei ihrem Kanzelgewäsche

an, weil sich kein so abgeschmakter Saz ausbrüten läßt, der nicht durch den Beifall irgend eines Kirchenvaters zu rechtfertigen ist. — Gesezt auch, sie geben manchmal einen Funken von Menschenverstand von sich; was ist daran aufhebenswerth? Sie sind in ihrem Zeitalter nicht mehr, als was dem heutigen Deutschland Merz, Schuft, Göz, Westhof, Pfenninger, und der Vater des neuen Pontius Pilatus sind. Wer soll oder wird sich nach Jahrhunderten noch um die hohlen Einfälle dieser Homilistchen bekümmern!

Laß uns auf die Konzilien kommen. Sie sind eine Art geistlichen Diwan's. Man sagt, ein solcher Diwan sei infallibel: wer wird daran zweifeln? . . Er besteht ja aus Menschen.

Meine Freunde haben mir eine kleine Liste der vornehmsten Konzilien ihrer Priesterschaft mitgetheilt. Die kristliche Religion darf stolz auf diese geistlichen Reichstage seyn: sie wurden meist abgehalten, wenn je-

jemand eine neue Meynung über eine Schulfrage wagte. Die Infallibilität war gewöhnlich auf der Seite des grössern Haufens.

Ich theile dir den Kern dieser Liste mit.

Im Jahr 325 der kristlichen Zeitrechnung ward grosser Diwan in Nizäa gehalten. Man entschied, daß Jesus mit Gott Vatter konsubstanziel sey; und verdammte den Arius, der mit der Konsubstanzialität nicht allerdings zufrieden war. Der Pedant Nizeforus, und der Schwanktreiber Baronius erzählen, daß zween Bischöfe, die während den Sizungen gestorben waren, eigens vom Todten auferstanden, um das Anathema über Arius mit zu unterzeichnen, nach welchem Liebeswerk sie sogleich wieder in ihr Grab zurükkehrten.

Im J. 359 grosser Diwan zu Rimini und Seleuzia. Beide stürzten alles um, was der Diwan von Nizäa statuirt hatte, und verbannten sogar die Konsubstanzialität.

381. Grosser Diwan zu Konstantinopel. Die Infallibeln dieses Diwan's vermaledeiten die Infallibeln beim Diwan zu Rimini. Sie entschieden, daß Kristus zur Rechten des Vaters size, und daß der heilige Geist vom Vater ausgehe.

431. Grosser Diwan zu Efes. Man zankte sich, ob Maria Theotokos oder nur Kristotokos gewesen. Kaiser Theodos jagte die Diwanisten unausgemachter Sachen nach Hause.

449. Wieder grosser Diwan zu Efes. Man ergotirte darüber, ob Kristus zwo Naturen gehabt habe. Die Bischöfe und alle Santone aus Egypten rufen: Man müsse diejenigen entzwei reissen, welche Kristum in zwo Naturen theilen wollten. Die zwo Naturen wurden vermaledeiet. Man schlug sich im hellen Rath mit Fäusten, so wie man auch im kleinen Diwan zu Karthago gethan hatte.

451. Grosser Diwan zu Kalzedon. Die Infallibeln statuirten dießmal zwo Naturen und Eine Person in Kristo.

553. Grosser Diwan in Konstantinopel. Man disputirte über drei elende Pamflets, die man gar nicht mehr kennt; und über einige Frasen eines gewissen Origenes.

680. Wieder grosser Diwan in Konstantinopel. Es ward entschieden, daß Kristus zweierlei Willen gehabt, und der Mufti Honorius ward als Einwilliger verdammt.

787. Zweiter grosser Diwan zu Nizäa. Die Sultanin Irene perorirte selbst im Diwan, und wirkte die Anbetung der Bilder aus. Bald darauf hörten die Franken, daß der Diwan in Konstantinopel die Bilderanbetung gestattet habe. Nun hielten sie geschwinde einen ziemlich zahlreichen Diwan in Frankfurt am Mayn, und erklärten den Nizäischen für eine impertinente arrogante Synode, die in Griechenland zur Anbetung der Gemälde gehalten worden.

842. Grosser Diwan zu Konstantinopel. Der Bilderdienst wird förmlich festgesezt.

861. Grosser Diwan in Konstantinopel. Der Patriarch Ignaz wird entpatriarcht, und Photius erwählt.

866. Wieder grosser Diwan in Konstantinopel. Der Mufti Nikolaus I. wird als hartnakig abgesezt und exkommunizirt.

869. Nochmal grosser Diwan in Konstantinopel. Hier wird Photius entpatriarcht und exkommunizirt, Ignaz wieder in seine Würde gestellt.

879. Wieder grosser Diwan in Konstantinopel. Photius wird bestättiget, und der grosse Diwan, worin er entpatriarcht worden, für einen Winkelrath erklärt. — Der Mufti Johann VIII. erklärt jeden für einen Judas, welcher sagen würde, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe.

1123 und 24. Grosser Diwan zu Rom im Latran. Im Orient kam das Diwanwesen jezt sehr in Verfall: die Mahomedaner und Kreuzzügler gaben den orientalischen Kaisern solidere Geschäfte zu besorgen als das Dogmatisiren. — Die Bischö-

fe

se auf diesem Diwan beklagten sich über die Derwische und Mönche mit folgenden Ausdrüken: „Die Derwische besizen die Kirchen, die Landgüter, die Schlößer, die Zehenden, die Opfer der Lebenden und Todten; es ist nichts mehr für sie übrig, als daß sie uns auch den Krummstab und den Ring rauben.“ Die Derwische blieben im Besiz.

1139. Wieder grosser Diwan im Latran. Man erklärte die kirchlichen Zehenden für einen Tribut de jure divino; und exkommunizirte alle Laien, die Zehenden besaßen.

1179. Nochmal grosser Diwan im Latran. Die Entscheidungen bezogen sich meist bloß auf die Kirchenzucht. Die Mehrheit der Pfründen ward verboten.

1215. Der lezte grosse Diwan im Latran. Es ward entschieden, daß ausser der katholischen Kirche niemand selig werden könne. — Man verbot, in der Zukunft neue Derwischen-Orden zu stiften: welchem Verbot zu Folge seitdem nicht mehr

als

als ein halbes hundert derselben entstanden. — Der Graf von Toulouse ward auf diesem Diwan aller seiner zeitlichen Güter verlurstig erklärt.

1245. Grosser Diwan zu Lyon. Der Mufti Innozenz IV entthront den Kaiser Friderich II als eidbrüchig gegen ihn seinen Herrn: er giebt den Kardinälen den rothen Hut als ein Zeichen des Krieges gegen Friderich. Dieser infallible Diwan ward zur Quelle eines dreißigjährigen bürgerlichen Krieges.

1274. Wieder grosser Diwan in Lyon. Es kamen zween Griechen, um ihre Kirche mit der Lateinischen auszusöhnen, von der sie sich über das *Filioque* *) getrennt hatte.

1311. Der Mufti Klemens V schreibt einen allgemeinen Diwan nach Vienne in Frankreich aus. Der Templer-Orden wird aufgehoben; und statuirt, daß die Begaren

*) Qui ex patre *Filioque* procedit.

ren und Beguinen verbrannt werden sollten; denn sie waren Kezer, die in ihren geheimen Zusammenkünften eben das sollten begangen haben, was man den ersten Kristen vorwarf.

1414. Grosser Diwan in Kostanz. Der Mufti Johann XXIII wird als vieler Schandthaten überwiesen entpapstet. Hans Huß und Hieronimus der Prager werden wegen Halsstarrigkeit lebendig gebraten.

1431. Grosser Diwan in Basel. Vergebens exkommunizirt und entpapstet man den Mufti Eugen IV: er war schlauer als der Diwan.

1438. Grosser Diwan zu Ferrara, nachher zu Florenz. Der exkommunizirte Mufti exkommunizirt den Diwan, und erklärt ihn des Hochverraths schuldig. — Man söhnte sich zum Schein mit der griechischen Kirche aus, welche durch die türkischen Synoden, die mit dem Säbel in der Faust gehalten wurden, beinahe schon gänzlich zu Boden gedrükt war.

1512. Diwan im Latran, vom Mufti Julius II zusammenberufen, der aber für keinen allgemeinen grossen, und infallibeln gilt. Der Mufti exkommunizirte darauf den französischen König Ludwig den XII, und alle Filosofen.

1537 bis 1563. Grosser Diwan zu Trient. Man wollte jezt mit den Protestanten kapituliren, da man sie nicht durch Sturm bändigen konnte; aber sie erschienen nicht. Um ihren Troz zu bestrafen, erklärte man sie für einen Haufen verdammter Kezer, und statuirte mit dem Bewußtseyn der Infallibilität ein Paar Schok Säze, die es ihnen auf immer verleiden mußten, sich je wieder mit Rom auszusöhnen. Die katholischen Fürsten nahmen diese Säze mit Ehrfurcht an: Genf und Augsburg lachte darüber.

Du siehst, Hamid! von welcher Wichtigkeit diese Diwan's waren; welch herkulische Arbeiten auf denselben verrichtet wurden: dafür bestanden sie auch stets aus

einem fürchterlichen Korpus orthodox dogmatischer Männer mit geistlichem und weltlichem Arm. Sechs bis achthundert Bischöfe; ein halbes tausend fetter, und minder fetter Aebte; an der Spize Päbste, Patriarchen, Kaiser oder Kaiserinen; und hinten drein ein unbändiger, Rache schnaubender Troß von einigen hundert gemeinen Pfaffen, Spionen, Kerkermeistern, und Henkersknechten. Welch eine Batterie gegen einen oder ein paar unbedeutende, wehrlose Schächer von Schismatikern! diese armen Wichte waren geschlagen, ehe sie noch Posto gefaßt hatten. Die Infallibilität triumfirte stets an der Fronte ihrer Schampions.

XI.

Die größten Plagen der Katholiken waren, bis auf die neuesten Zeiten, der Pabst und die Mönche.

Der

Der erstere, in seinem Urwesen ein armer Strassenprediger sine pera & baculo, schwang sich durch die wunderbarsten Verwandlungen bis in den Zustand eines Kalifen empor. Auf diesem Standpunkt herrschte er über Vermögen, Ehre, Leben, Seligkeit, und Verdammniß aller Europäer; verschenkte Königreiche, foderte Nazionen vor seinen Schöppenstuhl, warf Könige vom Thron, spielte mit Kaiserkronen, theilte die Welt mit einem Federstrich *) . . . Mit seinen Schlüßeln sperrte er alle Himmel, und alle Schatullen seiner Gläubigen auf. . . . Seine Befehle waren die Extravaganten.

Die Tage seiner Herrlichkeit sind dahin. Die Dame Filosofie hat ihm die Larve vom Gesicht gerissen; und ihre Söhne, die Filosofen, ein unter allen Zonen zerstreutes, unsichtbares, aber wirksames Völklein, reiben allmählig ihren Mitbrüdern die Schuppen

*) Linea Marcationis und Demarcationis.

pen aus den Augen. — Noch zitttert er. Es ist jezt der zweite Todesstreich, den er so eben aus Deutschland empfieng: den ersten von der Hand eines Mönchs, den zweiten von der Hand eines Kaisers; beinahe zu viel Ehre für einen Mufti!

Was mir bei der Einschränkung der päbstlichen Gewalt nicht gefällt, das sind die Argumente, die man gegen den Pontifex aufbringt. Man führt Hochdenselben in die ersten Jahrhunderte des Kristenthums zurük; zankt sich dort vermöge alter Sprüche und Anekdoten mit ihm über seine zu hohen Schritte herum; stellt ihm das Beispiel des Kletus und Linus vor; und beweist ihm dann, daß man das Recht habe, ihn wieder auf den Fuß der römischen Bischöfe in den ältesten Zeiten zu sezen. Wozu diese Umschweife? Die Rechte der Vernunft und Menschheit bleiben immer giltig. Man streite nicht länger, ob irgend etwas vor anderthalb tausend Jahren so oder so gewesen sey. Was billig und nuzbar ist, das

muß

muß man thun, es mag einmal oder keinmal so gewesen seyn. — Jezt hat glüklicher Weise der Zepter den Krummstab gebeugt: wie aber, wenn sich in einem Jahrtausend die Umstände drehten; wenn der Krummstab Anlaß und Kühnheit bekäm, sich wieder empor zu streken? Wenn er die Waffen seiner jezigen Bändiger borgte, dann die Welt ebenfalls auf die alten Zeiten und Beispiele zurükführte, und dazu den Zeitraum von Gregor dem VII bis auf Bonifaz den VIII zum Muster nähme!! . . . Es wär ein Argument ad hominem, vor dem ich im Namen aller kristlichen Völker und Fürsten mächtig zittere.

Wie gesagt, so eben hat der heilige Vater den zweiten Todesstreich empfangen. Schon seit einigen Jahren nekten ihn patriotische Deutsche durch Schriften; zwakten ihm ein Stükchen nach dem andern von dem dreikronigen Turban; und entschleierten das windige Wesen der Dekretalen, Bullen, und Extravaganten.

Ganz Deutschland kennt die Kniffe, wodurch sich der Pabst in den Besiz seiner Länder gesezt hat. Es wäre Zeit, auch diesem Kalifat ein Ende zu machen. Indessen scheint der deutsche Kaiser sich eben nicht sehr um das elende Tibergesinde zu bekümmern; und das ist einstweilen noch wohl gethan: möchte er vor allen Dingen nur die Fürsten von Britannien und dem weitausgedehnten Rußland nachahmen, und sich zu seines Klerus eignem Haupte machen! ... Wirklich schien der Mufti von Rom so etwas zu besorgen: er eilte im Trott ans Ufer der Donau, seine alten grundlosen Titel in Person zu erbetteln. Der Armselige! Sein Ansehn liegt nun in Wien begraben: er selbst war der Todtengräber.

Die Zentralstüze des Mufti waren die kristlichen Derwische; diese geschwornen Apostel der Stupidität und des Aberglaubens, den sie wie Staubwolken über die Köpfe ihrer Glaubensbrüder wälzten; diese religiöse Heuschrekenbrut, die ganzen Völ-

kern das Mark aussog; nebst seinem eignen Wanst sich auch noch nach Affenart die Bakentaschen füllte, diesen Vorrath nach Rom schleppte, und dort dafür die Theorie neuer Betrügereien und Bubenstüke zum Geschenk erhielt.

Diese Derwische sind eben so unflätig, eben so mit nichtsbedeutendem aber einträglichen Gaukelspiel beschäftiget, wie die meisten unsrigen; allein sie sind unendlich ränkesüchtiger, raubbegieriger, tagdiebischer, zänkischer, gefräßiger, und wollüstiger. Sie sind die Faulthiere und Stinkthiere des Menschengeschlechts. Bei alle dem war noch vor einem Jahrzehend ihr Ansehn beinah ohne Gränzen. Die Gläubigen drängten sich im Strom hinzu, sie mit ihrem Fett zu mästen; sie waren die Lehrer des Volks; ihre Aussprüche galten Orakel.

Nun kamen die Filosofen. Diese Filantropen unternahmen es, auch von jenem Geschmeisse ihr Vaterland zu reinigen. Sie sind, wie man weiß, die Seelenärzte. Anfangs

fangs mußten sie bloß Emollientia auflegen, um die mit geweihtem Pech verkleisterten Augen ihrer Landsleute einigermassen zu öffnen. Die Faulthiere heulten, die Stinkthiere sprizten ihren Unflat auf die Aerzte; und mancher Biedermann erlag anfangs unter den Klauen ihrer Rache zerdrükt. Die Filosofie behauptete ihre Rechte, die Rechte des Wohlthuns; Sie zeigte den Deutschen das Giftnez, mit dem sie von den Derwischen umsponnen waren. Die Derwische wurden lächerlich, verhaßt, gestürzt. Eine Flut von Schriften gegen die Betrüger drängte sich auf die andere; alle Falten des Mönchthums wurden aufgehoben, alle dessen Thorheiten laut belacht, alle Abscheulichkeiten laut verdammt: es mußte fallen.

Die Janitscharen des Papstes, die Jesuiten, wurden zuerst in Korpore aufgelöst. Es waren gefährliche Pfaffen: sie erhielten die Welt absichtlich blind, um sie desto bequemer nach ihren Absichten leiten

zu können. Das Monopol der Schulen, in allen katholischen Provinzen, that ihnen dabei treffliche Dienste. . . . Die Beichtstüle der Könige, der Fürstinen, der Ministerweiber, der Günstlingshuren, der Kammerkäzchen, der Prälatenmätressen rc. rc. waren eine unversiegbare Quelle von Geheimnissen für sie. . . . Man sagt, sie kauften sogar die Nachtstüle der Könige mit schwerem Gelde, und benuzten die darin gefundene Papierflekchen. . . . Ihre Insolenz schritt endlich zu weit. Ein hinter einem Spiegel vergessenes Blatt Papier bracht einen Minister *) gegen sie in Wuth. Ihr Fall ward beschlossen und ausgeführt. Nun schweifen sie ohne Chef, ohne Tempel und Altar, ohne Feuer und Heerd in aller Welt herum, so wie Hebräer nach Vespasians Triumf; aber — noch eben so erpicht auf ihr altes System, noch eben so ränkevoll, so herrschsüchtig, so sich in alles

*) Den Duc de Choiseul.

schmiegend und fügend, so glattzüngig, so einschmeichelnd, so sich nothwendig machend, so gierig nach ihrer ehemaligen Allherrschaft lechzend und strebend, wie Juden nach ihrer Theokratie, und der dem Abraham versprochenen Regentschaft über alle Völker des Erdbodens. . . Was willst du mehr, Hamid! Man versichert mich, daß es jezt Jesuiten mit Band und Stern, mit Bischofskappen, mit Husarenstiefeln, mit Lakaienröken, mit Perükenköpfen, mit protestantischen Pfaffenkragen, und sogar **Jesuitinen** mit hochprangenden Fischbeinröken gebe.

Alle diese Larven arbeiten in der Nacht der Kabale an der Fortpflanzung und Wiederherstellung des Ordens. Dieß ist noch begreiflich. Aber wie die Schülerin Voltäre's, wie Katherine dem Jesuitismus auf die Beine helfen, und der Aufklärung ihres Reichs einen entfernten Gränzpfahl bereiten möge, das begreift man nicht . . . .

Wie,

Wie, wenn einst der Jenisei zum la Plata, und Kamtschatka zu Parakai würde!

Die übrigen Derwischen Familien halfen, ohne es selbst eigentlich zu wissen, sehr eifrig und vortheilhaft zu dem Plan der Jesuiten. Alle diese Horden schienen sich dazu verschworen zu haben, die katholische Welt zum Vieh zu machen. Während daß die Janitscharen die Paläste der Grossen belagerten, durchstreiften die übrigen klösterlichen Tatarn das platte Land; und raubten dem grossen Haufen Vermögen, Gefühl, und Verstand.

Nichts ist empörender, als die Geschichte der Mönchsideeen, mit denen sie die Welt vergifteten. Unaufhörlich lästerten sie die Menschheit: alle Triebe, alle Freuden der Natur waren ihnen schwere Sünden. Es ist beinahe unbegreiflich, wie der Menschenverstand, wie die Vernunft so tief fallen konnten, als sie von den Derwischen gestürzt wurden. Der heiligste Grundsaz: Sey glüklich; genüße die Freuden des

Lebens; durch Freude und Dankbarkeit ehrst du die Gottheit: dieser schöne Grundsaz ward von den elenden Heuchlern zum verdammtesten gemacht. Sie stellten den Schöpfer als einen Tyranen dar, voll Ingrimms über die geringfügigsten Schwachheiten seiner Geschöpfe; als einen Wütrich, der bloß an den Qualen und Aengsten, an dem Heulen und Zähnklappern der Menschen Wohlgefallen habe.

Diese menschenschänderischen Grillen wurden zuerst in den ausgetrokneten Hirnschädeln einiger milzsüchtiger Egypter und Syrer ausgebrütet. Bald griffen sie weiter um sich; denn Schwärmerei ist anstekend. In der Folge schlug sich auch noch Pralerei und Habsucht dazu; und dann ward das Uibel allgemein. Blut und Thränen, Geiselhiebe und Brustschläge, heulen und seufzen: dieß war der Zirkel, darin die Rasenden herumtobeten, um die beleidigte Gottheit für die genoßene Lust etwa eines Blumengeruches zu besänftigen. Der stum-

pfe

pfe Pöbel gaffte diese Dinge mit stieren Augen an. Er mußte seine Stumpfheit büßen: bald beschwazte man ihn, wenn er nicht auf ewig des Teufels seyn wolle, müsse er sich ebenfalls geißeln, müsse heulen und jammern. Der Pöbel hatte weder Zeit noch Lust genug, den jammernden Tagdieb zu machen; er besoldete die Derwische, um statt seiner zu heulen. Nun machten diese ihr Handwerk daraus, die Sünden andrer abzubüßen, und sich dafür bezahlen zu lassen. Sie verabscheuten öffentlich Wein und Weiber; machten allmählig jede Wonne, jede unschuldige Freude des Lebens, jede gleichgiltige Sache zur Sünde, um den gläubigen Pöbel mehr von ihnen abhängig und furchtsam zu erhalten, ihn freigebiger zu machen, und sich selbst desto bequemer zu mästen. So verwirrten sie endlich alle Begriffe von Tugend und Laster, von Recht und Unrecht, von gutem und bösem Lebensgenuß. Um die Menschen vollends zur Verzweiflung zu bringen, verlegten sie sich

endlich gar darauf, ihre abscheulichen Hirngespinnste in Systeme zu bringen, sie in Büchern zu verzeichnen, und so allgemein herrschend zu machen, daß die ganze katholische Welt noch in diesen Tagen zum Theil vergeblich arbeitet, aus diesem Wust empor zu klimmen.

Das Lustigste bei der Sache ist, daß die Kristen eben diese Thorheiten, diese Peinigungen, diese sogenannten Abtödtungen und Leibeskreuzigungen, an unsern Derwischen und Kalendern, an den Indischen Fakiren und Talopinen, verlachen und verschimpfen; an ihren eignen Fakiren aber anstaunen, preisen, und wohl gar anbeten.

Man muß gestehen, das Ansehn, die Macht, und der Einfluß jener Volksbetrüger ist seit wenigen Jahren bei der obern und mittlern Menschenklasse in Deutschland bis unter das Zero gesunken; und das von Rechts wegen. Ein ganzes Heer von Büchermachern kämpft wie wüthend gegen das deutsche Derwischwesen. Jedes Schulknäbchen

chen übt seinen Witz an den Drei=Gelübde=männern. Die Fürsten lachen dabei ins Fäustchen.

Dieß alles ist noch nicht genug. Da man in England die Mönche vertilgte, sammelte man alle ihre betrügerischen Wunderbilder und Maschinen, stellte sie auf offnem Markte den Augen des Volks dar, und das Volk vermaledeite auf ewig die Mönche. Warum thut man diesen Meisterstreich nicht auch in Deutschland?

XII.

Ohrenbeicht und Priesterzölibat: sieh da Hamid! die zween Angel, in denen sich die Gewalt des Römischen Mufti über die katholische Welt dreht. So lange sie nicht aus diesen gehoben wird, arbeiten die katholischen Fürsten vergeblich, sich ganz von Rom unabhängig, und ihre Priesterschaft

gegen ihre Plane unmächtig und unschädlich zu machen.

Wenn du nicht zufälliger Weise schon mit deinen zween Europäern über diese Sache gesprochen hast, so besizest du wohl noch keine Vorstellung von diesen Dingen. Es sind ein paar sehr sonderbare Institute. Ich habe mich genau darüber erkundigt, und will dir mittheilen, was man mir anvertraut hat.

Ein Gemeinspruch des Mannes von Nazaret hat der kristlichen Priesterschaft, die wie jede Priesterschaft in der Welt alle Kniffe zur Unterjochung des Menschengeschlechts gierig pakte, Anlaß gegeben, die Ohrenbeicht einzuführen.

Seine Missethaten, seine Schwachheiten, seine geheimsten Wünsche, Neigungen, Triebe, Lüste, Aengstigkeiten rc. rc. einem pedantischen Kasuisten, einem fühllosen mürrischen Graubart, einem jungen saftvollen Wollüstling, einem unwissenden ängstigen Pinsel; oder, wenns ja gut geht, einem

gleichgiltigen, schulgerechten Theologaster hinsagen; eine kurze oder lange, scharfe oder gelinde, aus faden Gemeinplätzen bestehende Strafpredigt darüber anhören, und ein: „Ich spreche dich los" mit sich davon tragen: hier hast du das Gemälde der Ohrenbeicht. — Das unbedeutende mechanische Bußwerk, welches dabei auferlegt wird, kömmt in keinen Betracht.

Und dieser Religionsschnörkel sollte so wichtig; für Papst, Mönche, und Priesterschaft überhaupt so günstig; für Regenten und Hausväter so gefährlich und nachtheilig seyn? Allerdings, Freund Hamid! — Man sieht es auch allmählig in der ganzen katholischen Welt ein: man sinnt auf Auswege, diese Pfaffenmachinazion zu vertilgen. Allein, man greift die Sache wieder von der ungünstigen Seite an: man wirft sich unter den Janhagel der alten Kirchenväter, Theologen, und Konzilienbeisizer; bemüht sich, aus all derselben verschimmelten Fidibus Beweise her-

aus zu knetten, daß kein positiver Befehl zur Ohrenbeicht jemal gegeben worden, daß sie die erste Kirche nicht verunstaltet und beunruhiget habe. — Wozu nochmal diese Umschweife? ... Ich wiederhole meinen Saz: Usurpazionen gegen die Rechte der Menschheit und Vernunft können nie das Verjährungsrecht erhalten. Laßt sie Jahrhunderte und Jahrtausende aufrecht gestanden haben: bedauert die Stumpfheit und Feigheit der vorigen Zeiten; aber zerschmettert jene Misbräuche in dem Augenblik, da ihr den Nachtheil derselben einseht.

Die Idee, daß der katholische Priester durch Ertheilung oder Verweigerung des: Ich spreche dich los ꝛc. den vor ihm liegenden Sünder auf alle Ewigkeit glüklich oder unglüklich machen könne, steht fest in der Seele jedes gutgläubigen Katholiken: sie ist zum Dogma erhoben. — Da unser Leben hienieden im Vergleich mit der Ewigkeit nur ein Nu ist; so begreifest du wohl,

daß man für eine Seligkeit ohne Ende, das heißt, für das Ego te absolvo, jedes irdische Wohl, das Leben selbst ohne Schwierigkeit opfere, wenn eben diese Aufopferung zur einzigen Bedingung der jenseitigen ewigen Wonne gemacht wird.... Du erräthst es, Hamid, was dieß für Aussichten giebt. — Laß uns die Sache von der Quelle an untersuchen.

Der größte Haufe der Europäer beeifert sich sehr weislich, seine Kinder ehe zu Kristen als zu Menschen zu machen: hiemit fängt der Einfluß des Klerus schon bei der Wiege an. Nun wird jedes Ding zur Gewissenssache gemacht. So führt man das Kind: schon bei der ersten Vernunftsdämmerung wird es in eine See von Zweifeln und Aengstigkeiten versenkt, deren Auflösung und Beruhigung es bloß aus dem Beichtstuhle holen kann. Man sorgt dafür, es daran zu gewöhnen, daß es selbst das Gleichgültige und Gute, das es thun, denken, oder unternehmen will, nie oh-

ne Vorwissen und Bewilligung des Beichtpfaffen unternehme. Dieser Mechanismus erwächst mit dem wachsenden Menschen zu einer Muthlosigkeit, Unentschlossenheit und Unwissenheit, daß er sich am Ende gar nicht mehr von seinem Gewissensrath losmachen kann, wenn er es schon wünscht. Eine solche Schwachheit erhebt den uns ohnehin natürlichen Trieb, alle unsere Leiden und Freuden, unsre innige Herzensangelegenheiten jemandem mitzutheilen. Was ist bei diesen Umständen natürlicher, als daß derjenige davon zu wissen bekomme, auf dessen Rath oder Mißrath das eine oder das andere erfolgt ist? — Dieß sind die Pforten, wodurch der Beichtiger in alle Familiengeheimnisse dringt. Es ist unmöglich, daß er sie nicht zum Vortheil seiner eignen Person, und seines ganzen Ordens oder Standes benuze: man muß keinen Begriff von der Pfaffen- und Kapuzenpädagogik, vom kirchlichen Esprit de Korps ha-

haben, wenn man das Gegentheil behaupten will.

Läßt sich denn gar nichts zum Besten der Ohrenbeicht sagen? Sehr weniges.... Die Verhütung oder Erstattung einiger kleiner häuslicher Diebstähle ist beinahe der einzige Vortheil, welcher aus der Ohrenbeicht entsteht.

Desto grösser und schwerer ist das Register der Inkonvenienzen und Uibel, die aus dieser trüben Quelle sprudeln.

Der Eindrang, und der daraus entspringende Einfluß, in die Geheimnisse der Familien, ist eins der größten, der schädlichsten, der untilgbarsten.

Im Beichtstuhle werden eine Menge jener geistlichen Kontribuzionen ausgeschrieben, die unter dem Titel von Wallfahrten, Messen, Opfern, Verlobnissen rc. den Landmann verarmen helfen. Der auf dem Todesbette schmachtende kann vollends den Einsprechungen seines Beichtigers zu frommen Stiftungen und Vermächtnissen

nicht widerstehn, wenn er sein schwächliches Seelchen sicher ins Paradies wünscht.

Das Beichtvaterwesen bei Kammerweibern, und mitleidigen Schwestern des grossen Pöbels, hat schon mehr als eine der wichtigsten Revoluzionen für ganze Länder bewirkt.

Das Volk aus den untern Klassen verliert sogar durch das angewöhnen des so oft wiederholten Beichtens und der damit verknüpften Ablässe, einen Grad seines moralischen Gefühls. Nichts wird ihm leichter, als Schandthaten und Bubenstüke seinem Priester troken hinzusagen, und das Geständniß nöthigen Falls mit einigen erkünstelten Thränchen zu verzieren: man wundere sich also nicht, den katholischen Pöbel manchmal durch Erinnerung an die alltilgende Ohrenbeicht einander zu Schurkenstreichen aufmuntern zu hören.

Es kömmt noch ärger. Die Mörder des Prinzen von Oranien; die von der abscheulichsten Seite bekannten Franzosen Klement,

Chatel, Ravaillak, schritten nicht eher zur Exekuzion ihrer Majestätsmorde, als bis sie durch Beicht und Kommunion ihre schwarzen Seelen zu jenen Schandstreichen vorbereitet und gestärkt hatten. — Die Mörder der Sforzia und Medicis thaten das nämliche.

Wirst du es glauben, Hamid! noch erst vor zwölf Jahren geschah in Polen die Vorbereitung zu *einem* Königsmord durch Beichte und Kommunion. Vor dem Wunderbild zu Czenstochow schwur Kosinski mit seinem Gott auf der Zunge, den König todt oder lebendig in die Hände der Empörer zu liefern.

Bei der lezten Revoluzion in Genua verweigerten die Pfaffen in den Beichtstühlen allen denjenigen die Absoluzion, die sich nicht verschwuren, gegen die Oesterreicher die Waffen zu ergreifen. Dieß that die gewünschte Wirkung. Die geängstigten Genueser wagten blindlings ihr irdisches Leben, um das überirdische nicht zu verlie-

ren. Die Ohrenbeicht jagte die Oesterreicher aus Genua.

Nach diesen Thatsachen sollte man sich in Wien wohl nicht viel mehr darum bekümmern, „was die Urkunden des kristlichen Alterthums von der Ohrenbeicht enthalten.„ Die obigen Urkunden sind unsern Zeiten näher, authentischer, und überzeugender: sie entscheiden lauter, und kräftiger für die Aufhebung der Ohrenbeicht, als alle Posaunen der Apokalypse für die Beibehaltung derselben sprechen können.

Die schönere Hälfte der katholischen Welt ist mit der Ohrenbeicht vorzüglich übel daran. Die armen Kinderchen dauern mich. Ich habe sie einigemal beobachtet: das schönste Mädchen, schlank wie ein Rohr, reizend wie eine Houris, das der ganzen Natur einstimmiges Lächeln entlokt; dieses Mädchen mit wallendem Busen, schwimmenden Augen, und hochklopfenden Herzen, wirft sich zu den Füssen eines graubärtigen mürrischen Derwisches, thut halbge-

gebrochene Geständnisse von Geheimnissen, die man lieber bei Lunens Dämmerschein in heiliger Stille feiert als beschreibt; verschweigt aus holder Schaam die Hälfte ihrer schönen Schwachheiten; und muß von dem mehr errathenden Derwisch ein Verhör aushalten: beim Bart des Profeten! ein grausames Verhör.

Der Kriminalkodex des Beichtstuhls; über die Temperamentssünden, ist das Extrem der Impertinenz. Ein verächtlicher Zirkel von geweihten Zottenkrämern hat ihn mit Pavianen-Unverschämtheit ordentlich in ein System gebracht: Sanchez und Busenbaum sind die Koryfäen davon. Was je der pöbelhafteste Zyniker im Rausche seiner thierischen Sinnlichkeit hätte ausspeien können, das findet sich in den Kasuistiken jener Schulfüchse. Hymen muß beim Anblik von Sanchez Buch von der Ehe *) vor Schaam vergehen; und Venus Urania

*) Sanchez, Tractatus de Matrimonio.

muß vor Busenbaums Mark der Theologie **) in Ohnmacht sinken. Ich mag dir keine Stellen aus diesen **moralischen** Büchern in unsrer keuschen arabischen Sprache anführen. Die Sprache der Theologie ist die Sprache Latiens; und deswegen hat sie das Schiksal verdient, aus den Schulen vertrieben, und von der schönen Welt verachtet zu werden; denn sie ward die Gemeindirne der kasuistischen Mistkäfer. — Alles, was Petron und seine Sekte gesagt hat, kömmt mit dem erfindungsreichen Ideenspiel der Kommentatoren des sechsten Gebotes in keinen Vergleich. Jede Stellung, jede Bewegung, das Spiel aller Körpertheile, die zum Geist des Liebesgenusses beitragen können, sind da bis zu ihrem Urstof mit einer Einsicht und Genauigkeit analysirt, die selbst den determinirtesten Ausschweifling staunen macht. . . . Das Heiligthum des Ehebettes ist auf

*) Busenbaum, Medulla Theologiæ &c.

auf das schändlichste verrathen, beleidiget, profanirt: Dinge, die im ewigen verehrungswürdigen Dunkel der Natur hätten sollen verborgen bleiben, sind da mit einer Plumpheit entschleiert, die jede wohlerzogene Person vom Ehebett zurükschreken könnte. . . . Man bedenke, daß diese Bücher von Leuten geschrieben werden, die sich im Angesichte der Kirche verschworen haben, nichts von der Theorie der Liebe zu wissen. Ich wundre mich, wie der Klerus solche Schriften mag erscheinen lassen: sie sind das bitterste, das unübertreflichste Pasquill auf die Ehelosigkeit der Pfaffen.

Indessen ist eben dieser priapische Kodex die Grundlage vom grausamen Verhör der reizenden Sünderin. Der Derwisch droht mit Bann und Hölle; das Mädchen stottert Seufzer und Bitten; ihr balsamischer Athem verliert sich in der stinkenden Atmosfäre der schmierigen Kutte. Vergeblich lügt der alte Misogyn Kälte und Ernsthaftigkeit: die Röthe auf seinen Wangen, das

längere Aufhalten der jüngern Schönen vor alten, verräth seine geheime Lust, sich an dem naiven Bekenntniß des furchtsamen Kindes zu ergözen: er rükt ungestümm auf seinem Stuhle umher; . . . .

. . . .

murmelt endlich sein: „ich spreche dich los;“ und das Mädchen eilt mit glühenden Gesichte fort in die Arme ihres Liebhabers, der sie über ihre Verlegenheit ein bischen aufzieht, und ihr neuen Stoff zu einer künftigen Beichte verschafft.

Man hat eine Bulle, die den Schönen auflegt, diejenigen Beichtiger vor Gericht anzusagen, die sie im Beichtstuhle um gewisse Gefälligkeiten ansprechen: der Fall muß also nicht ganz ungemein gewesen seyn, sonst würde man nie auf ein solches Gesez verfallen seyn. — Nun stellt euch vor, daß der Mann statt Gottes da size! . . . .

Wahrhaftig, man sollte die Ohrenbeicht auch bloß aus Delikatesse für die Damen aufheben.

Es ist traurig, daß die katholische Welt den Saz unter ihren Dogmen zählt, daß der Vater Pabst, und seine Söhne, die Priester die Schlüsselgewalt haben; daß folglich von ihrer guten oder bösen Laune Verdammniß oder Seligkeit ihrer Gläubigen abhange. Diese Gewalt wird bei der Ohrenbeicht ausgeübt. Der ganze Klerus schwört dem Pabst Gehorsam, und hat ihn auch bisher ganz treulich geleistet. Er sieht mit Ingrimm die Schritte, die man seit einiger Zeit thut, sein übermäßiges Ansehn, seine alte alberne Lehre, und seinen Reichthum einzuschränken. Der Beichtstuhl ist der einzige Winkel, wo er sicher, ungestört, heimlich und nachdrüklich, Mißtrauen, Verläumdung, Widerwillen, Haß und Verachtung gegen alle weisen Anstalten; Liebe und Starrköpfigkeit für das alte dumme und abergläubische Unwesen; Anhänglichkeit für Pabst und Priesterschaft, einschmeicheln, einpredigen und einpoltern kann. Mit welchem Erfolg? mit dem wichtigen Erfolg,

den jeder hoffen darf, der die Schlüssel zu Himmel und Hölle in seinen Händen trägt.

Von dem schändlichen Gebrauch, den einige Beichtiger der Grossen von den Schwachheiten ihrer Beichtlinge machten, schweige ich: er ist größten Theils getilgt; die Grossen haben ihre Beichtväter abgedankt.

Der Pabst herrscht despotisch über die Priester; die Priester über den grossen Haufen durch die Ohrenbeicht. Die Folge ziehst Du nun wohl selbst daraus.

XIII.

Zunächst an die Inkonvenienzen der Ohrenbeicht schlüßt sich die Ungereimtheit des Priesterzoelibats. Dieses Institut ist das Verbrechen der beleidigten Natur.

Uiberlassen wir es den Bibliothek-Ratten und Bücherwürmern, Jahr und Tag auszu-

zufinden, an dem diese Heuchlergrille zum förmlichen Gesez gemacht worden. Was liegt uns an dem Datum einer Ordonanz, die nie an das Tageslicht hätte kommen sollen? Man kann es bloß in der Absicht zu wissen verlangen, um den Stifter derselben zu verwünschen, und auf ewig zu vergessen. — Die meisten Geschichtswisser stimmen indessen dahin übereins, daß die priesterliche Ehelosigkeit von dem Mufti Hildebrand gewaltthätig eingeführet worden sey. Die Angabe ist höchst wahrscheinlich: dieser zum Gesez gemachte Hochverrath der Natur trägt ganz den Stempel jenes abgefeimten Pfaffen, der mit eiserner Stirne alle Rechte der Menschen schändete. Man sagt, er habe alle begattete Priester exkommunizirt. Schwerlich hätte jemand anderer vor ihm und nach ihm den Höllenmuth gehabt, so zum Kain von Millionen im Keim ermorderter Menschen zu werden.

Die katholischen Priester sollen die Liebe nicht schmeken; sollen dem Bedürfniß der

Natur nicht gehorchen; sollen Gesundheit und Gemüthsruhe durch keine Lust erzielen; sollen den süssen Namen Vater nie hören; sollen des Himmels wegen immerhin die Erde aussterben lassen.

Thöricht ist der Einwurf: der Stifter der kristlichen Religion, und seine Apostel haben ebenfalls ehelos gelebt. Der Mann aus Nazaret wußte, nach dem Geständniß der Theologen, daß er in seinen beßten Jugendjahren als Mißthäter, Empörer, und Volksverführer würde ans Kreuz gehangen werden; und er wollte es aus gutem freien Willen nicht anders. Es wäre also wider Klugheit und Rechtschaffenheit von ihm gehandelt gewesen, eine Frau zu nehmen, und Kinder zu zeugen, die er durch sein Betragen und seinen Leidensplan ebenfalls zum Blutopfer seiner Feinde würde gemacht, oder doch Mann- und Vaterlos in Schande und Elend hinterlassen haben. — Was die Apostel betrifft; so ist es unentschieden, ob nicht einige von ihnen Weiber

und

und Kinder gehabt. Gesezt auch, es sey nicht so: ihr Beruf entschuldigt sie. Leute, die durch die ganze Welt schweifen, und allenthalben das Evangel predigen mußten, hatten kein stättes Haus und Gewerb; sie liefen bei jeder Katekisazion Gefahr, den Kopf zu verlieren. Für solche Leute ist der Ehestand, um Weib und Kinder willen, nicht praktikabel.

Noch abgeschmakter ist der Gemeinplaz: des Priesterhäufleins wegen werde die Existenz des Menschengeschlechts nicht gefährdet; der Begattungstrieb sey zu reizend, und zu heftig, als daß man besorgen müßte, es würde sich einst das ganze Kristenvolk dazu entschlüßen. Dank der guten Mutter Natur, daß es so ist. Aber die kristliche Moral preiset den ehelosen Stand als einen Stand der Vollkommenheit; folglich hat jeder Krist zu jenem Stand ein Recht. Wie nun, wenn sich einst wenigst eine ganze Provinz zu diesem Grad der Vollkommenheit entschlösse: wer könnte sie

dar-

darüber tadeln? Man erinnert sich doch, daß schon einst eine zahlreiche mächtige Sekte entstand, die im Ernste allen Umgang mit Weibern verabscheute. Der Fall ist also nicht so ganz unmöglich, als er beim ersten Anblik scheint; denn es ist keine Thorheit im Raum der Möglichkeit, die sich nicht einst schon wirklich in Meuschenköpfe genistet hat. Aber wie würde jenes keusche Land bei seinem Vollkommenheitshunger fahren? ... Mich wundert, daß diese Absurdität, auf welche das simpelste Räsonnement führen muß, die kristlichen Fürsten noch nicht bewogen hat, eine beschworne lebenslängliche Enthaltsamkeit mit Schande zu brandmarken.

Ich weiß, daß verschiedene Priesterrotten des Alterthums eben dieses Gesez beobachteten; daß sich einige sogar verschnitten! ich weiß, daß unsere Kalender und Derwische eben solche Narrenstreiche machen. Du verstehst mich, Hamid! in solchen Angelegenheiten bin ich nicht Mahomedaner: ich bin

Welt-

Weltbürger, bin Mensch. Ich verachte und verabscheue die Thorheit und die Kränkungen der Menschheit in allen Einkleidungen und Verkleidungen.

Seit den jezigen Bewegungen in der römischen Kirche hat man auch diese Saite wieder berührt: man machte dringende Vorstellungen, und äusserte das heisse Verlangen zur Aufhebung des Zoelibats; man durchstöberte die Kirchengeschichte, häufte Texte und Zitate zu tausenden, um dieses Gesez zu entkräften; man berüf sich auf die immerwährende Verlezung desselben. Dieß war dem Publikum nichts Neues: die ganze Welt weiß, daß der Zoelibat nicht gehalten wird.

Meine Freunde versichern mich, daß Schriften über derlei Gegenstände in den leztern Jahren schon vieles in Deutschland bewirkt haben. Die für die Tilgung des Zoelibats sprechende haben bisher ihren Zwek noch nicht erreicht. Die Sache beruht auf der Einwilligung des Pabstes, so lan-

ge er noch im Besiz seiner alten Vorzüge ist; oder eigentlich auf dem Endschluß der katholischen Fürsten, die es vom Pabst verlangen können, wenn sie sich noch an ihn wenden, und nicht lieber aus eigner Macht das Geschäft mit Beistimmung ihrer Geistlichkeit abthun wollen. Die Antizoelibanten haben vielleicht den Gewaltigen der Erde die Lage der Sache noch nicht von der auffallendsten Seite vorgestellt. Sie sagten ihnen vielleicht nur: das Gesez der Ehelosigkeit sey nicht in der Wesenheit des Kristenthums gegründet; es sey eine bloße Disciplinarsache; es werde nicht beobachtet; gebe zu vielem Skandal Anlaß; mache die Priester lüderlich, werde für ehrbare Frauen und Mädchen gefährlich; mache, daß viele Kirchengüter an Huren verschwendet werden; beraube das geistliche Volk der Rechte und Freuden der Natur. — Dieß alles ist gut gesagt, denn es ist Wahrheit; aber, man sollte die Fürsten an einem empfindlichern Flek paken. So viel sie vor

dem

dem abergläubisch rohen Haufen ihrer Großväter aus dem Mittelalter bevor haben: so muß man doch gestehen, daß sie nicht alles, was heilsam wäre, aus blosser Menschenliebe zu unternehmen geneigt sind. Man muß sie überzeugen, daß die Moralität des Volkes, die Ruhe und Sicherheit ihrer Staaten, ihr Ansehn beim Volk, selbst ihre Kasse durch die Aufhebung des Zölibates gewinnen; daß diese Aufhebung den Einfluß des Mufti von Rom, in die Angelegenheiten ihrer Provinzen, mit einmal vom Rumpf weg abmähe.

Das Bild eines ehelosen Priesters; und diesem gegenüber das Gemälde eines verehelichten Geistlichen, beide von der Hand eines filosofischen Malers nach dem Leben gezeichnet, sollten, glaub ich, nicht ganz ohne Wirkung zu jenem Zwek seyn.

Wie sehr bedaure ich, daß ich dieser Maler nicht bin, nicht seyn kann! Indessen laß mich immerhin einige unvollendete Pinselstriche wagen.

Der ehelose Priester bleibt immer ein von der gewöhnlichen bürgerlichen Gesellschaft abgesondertes Wesen. Der Nimbus von Selbstverläugnung über jenen Trieb, dem die ganze Natur in süßem Taumel huldigt, und über den sich unser gesalbter Hagestolz erhaben lügt, macht ihn eitel; er macht den schwachköpfigen Pöbel glauben, als ob er in einer eignen geistigern Sfäre lebte, unbekannt mit den sinnlichern Bedürfnissen des Fleisches. Dieser Irrwahn hat zuerst Anlaß gegeben, daß man gleichgiltig zusah, wie sich der Priesterstand von den allgemeinen Gesezen des Vaterlandes losmachte, sich unter den Schuz eines habsüchtigen Ausländers flüchtete, und so einen Staat im Staat bildete. Diese Immunität, und dieser auswärtige Schuz machen ihn trozig und starrköpfig. Es ist natürlich, daß er alles zum Besten desjenigen wage und unternehme, der ihm jene Unabhängigkeit gewährt, unter deren Schild er Regenten, Geseze und Vaterland trozt.

— Noch mehr: Je lauter und offenbarer der Priester Freiheit von den gewöhnlichen menschlichen Bedürfnissen log; desto häufiger und ungestümmer drängte ihm der geäffte Pöbel Reichthümer auf, in deren Besitz er nun nicht bloß Bedürfnisse, sondern Gemächlichkeit und Uiberfluß sich kaufen kann. Er genüßt diesen Reichthum; er schwelgt: die Natur geht ihren Gang. Verzweifelnd wälzt er sich bei der Gährung seiner Säfte auf dem weichen Lager; flucht über seinen Stand; ruft eine Gemeindirne; opfert ihr die Taxe von zwanzig Meßstipendien für eine Umarmung; und freut sich bei abgekühltem Blut wieder, der Vaterspflichten überhoben zu seyn, mit denen sich der ihn nährende Pöbel schleppen mag. — Vertraut man ihm Jugenderziehung: wie soll er Eifer und Kenntnisse darauf verwenden können? er, der selbst nicht Vater ist; dem es gleichgiltig seyn kann, wie die folgende Generazion gebildet wird, da er bei seinem Tode ganz stirbt, und nicht in sei-

nen Sprößlingen fortlebt. — Betrifft sein Vaterland ein Unglüksstreich: was liegt ihm daran, ihm, der nur Rom für seine Vaterstadt verehrt? Wie soll er gegen Verunglükte mitleidig und wohlthätig seyn können? er, den kein Unglüksfall seines Landes treffen, den der Gedanke nie erweichen kann: Gieb von deinem Uiberfluß; vielleicht trifft auch deine Wittwe und deine Kinder einst ein ähnlicher Streich; und dann werden die, denen du jezt Hilfe leistest, auch deinen Nachkommen von ihrem Vorrath mittheilen. . . . Ferne sind diese Gedanken von ihm, und müssen es seyn, wenn man seine Lage bedenkt. Alles was ihm seine stummen Ausschweifungen übrig lassen, zollt er seinen hierarchischen Protektoren, in deren Gunst er lebt und webt.

Eine andere Klasse dieser theologischen Kastraten verfällt auf ein noch häßlicheres Extrem. Ihre allzugrosse Masse von schwarzer Galle und schwarzem Blut, von genau befolgter Enthaltsamkeit noch vermehrt,

ver-

verbreitet eine Art von wilder schadenfro-
her Traurigkeit über ihr Gemüth. Sie
stören geflissentlich das Wohlbehagen und
die Freude ihre Mitgeschöpfe; freuen sich
über den Gram und das Leiden derselben
mit tükischer Lust; wollen, daß auch an-
dre die Qualen fühlen sollen, zu denen sie
endlos verdammt sind. Ihre stets mit
schwarzen Bildern angefüllte Fantasie kocht
Unruhe und Zerrüttung. Sie brüten Gril-
len und Zänkereien aus, die sie aus ihrem
gallevollen Herzen in den Beichtstuhl und
auf die Kanzel verbreiten; die Seele des
Volkes damit ansteken, allmählig ganze
Provinzen vergiften; und über unverständ-
lichen Unsinn Haß, Verfolgung, und wohl
selbst Blutvergüßen veranlassen. — Mischt
sich vollends ihr Ehrgeiz, Stolz und
Starrsinn in die Sache: dann sind ihnen
Bürgerkriege, und Vaterlandsverrath Klei-
nigkeiten. . . . Frankreich soll über diesen
Punkt sehr traurige Beispiele in seiner Ge-
schichte aufweisen.

Genug der Züge des schwarzen Bildes. Laß uns auch zum Gegenstük einige Striche geben.

Der verehelichte Geistliche wird durch seinen Trauring wie mit einer Rosenkette an die übrige Menschengesellschaft gefeßelt. Er ist nicht genöthigt, jenes exotische Wesen anzunehmen; und sich stets in einer mistrauischen steifen Ferne von seinen Mitbürgern zu halten. Er wird offener die Freude mit seinen Nebenmenschen theilen; wird inniger an ihren widrigen Umständen Theil nehmen. Die erlaubte Liebe macht sein Herz weicher, zärtlicher; giebt selbst seinem Gesichte holdere Minen; und die Hochachtung für seine Gattin verscheucht von ihm das lüderliche, nachläßige Wesen und Ansehn. Durch die Ehe wird er eigentlich in seinem Lande einheimisch. Der Gedanke: du weißt nicht, was einst aus deinen Kindern noch wird, und wo sie hingerathen, macht ihn wohlthätig und mittheilend gegen andere. Er ist der Mann

für

für die Jugenderziehung; denn sein Herz nimmt Theil daran. Jeder Unglüksfall seines Vaterlandes trifft auch seine Familie, folglich auch ihn. — Sorgfältig, und aus allen Kräften wird er verhüten, daß keine landesverwüstende Unruhen ausbrechen; daß die geheiligte Person des Monarchen geehrt und gesichert bleibe: es liegt ihm mehr an dem Wohl seiner Familie, seiner Verwandten, an dem ruhigen Genuß seines häuslichen Glükes, als an dem ganzen Wust theologisch polemischer Thorheiten. — Den Zoll der Immunität verschwendet er an keinen Hierarchen; er freut sich vielmehr, im Schoße der Geseze und Verfassung seines Vaterlandes einzig zu leben und zu gedeihen.

Bald schäme ich mich, so viele Gründe zur Beståttigung einer Wahrheit zu sammeln, deren Evidenz der nakte Menschenverstand predigt. Dieß heißt ein Wachslichtlein in die Sonnenscheibe steken. . . . Ich breche ab; denn die Europäer würden

sich ärgern, daß ich Ausländer mir die Mine zu geben schiene, als ob ich sie über das belehren wollte, was in die ersten Grundlinien ihrer filosofischen Fiebel gehört; als ob ich noch zweifelte, daß die Priesterehe unverzüglich zu Stande kommen werde.

XIV.

Dieser Tage nahm ich einen kristlichen Almanach zur Hand. Jeder Tag ist mit dem Namen eines ihrer Heiligen belegt. Ich hielt mich für berechtigt zu glauben, daß diese Almanachshelden eitel Leute wären, die ihrer Religion und der Menschheit zu Nuz und Frommen ursterbliche Thaten gethan, und durch ausgezeichnete, unzweideutige Tugenden ihr Andenken dem allverschlingendem Strom der Vergessenheit entrissen haben; folglich Leute, die es in jedem

dem Betracht verdient hätten, ihren Brüdern zum Muster und Leitstern aufgestellt zu werden.

In dieser tröstlichen Erwartung wandt' ich mich an einen meiner kristlicheifrigen Nachbarn, um etwas von den Lebensumständen ihrer Heiligen zu erfahren. Zu meinem grossen Erstaunen konnte mir der sonst tiefreligiöse Mann nichts anders berichten, als daß alle Almanachsnamen seines Wissens Heiligen angehörten, die jezt hoch im Himmel die triumfirende Kirche ausmachten, und der streitenden Kirche so gewogen wären, daß einer davon der Nothhelfer für die Darmgicht, ein anderer beim Ohrensausen, ein dritter für verlorne Möbels, ein vierter gegen Keuschheitsversuchungen sey; daß sich dieser belieben lasse, den Patron der Pferde, jener den der schwangern Weiber, dieser den der Lohgerber, jener den der Schornsteinfeger zu machen.

Du

Du eräthst meine Uiberraschung, darein mich diese Frazzennachricht sezte. Ich wandt mich an meine gelehrten Freunde: höre, was sie mir sagten.

Es ist der natürlichste Gedanke, daß man den Sterbetag seiner vorzüglich lieben Freunde behalte: dieß war der erste Ursprung gewisser Namen in unserm Almanach. Die ersten Kristen sammelten so das Andenken ihrer Brüder, die in den frühen Jahrhunderten als eifrige Glaubensbekenner gestorben, oder bei den kleinen aufbrausenden Verfolgungen einiger unbändiger Tollköpfe von Kaisern und Provinzial-Prätorn umgekommen sind. Daß bei diesen Umständen durch den übertriebnen Enthusiasmus der Kristen manche Fabelei mit untrrgelaufen sey, versteht sich von selbst. Daher so viele zweifelhafte oder höchst unbedeutende Heilige; ganze Legionen und Kohorten von Martyrern; so viele zweideutige Jungfern, Wittwen, und jene heilige Mitteldinge, deren Andenken die Kirche unter

dem Titel: weder Jungfer noch Wittwe, feiert. Man sammelte ihre Asche, verwahrte ihre Gebeine, um bei deren Ansicht im Glauben sich zu stärken, und ihnen nachzuahmen; man versezte ihre Seelen in den Himmel, und ihre Namen in die Jahrbücher. Dieß ist die erste Epoche der Heiligen Entstehung: sie ist in gewisser Absicht noch einigermassen erträglich.

Nicht so erträglich ist die zwote Epoche. Bei Gelegenheit der Kristenverfolgungen entstand das Einsiedlerwesen und Mönchthum. Je mehr dieses anwuchs, je verwirrter wurden die Begriffe vom Guten und Bösen. Die elenden Wüstenritter in Thebais, auf Libanon und Karmel, versanken endlich so tief in ihre heilige Thorheit, daß sie die Vollkommenheit des Menschen auf ödes Steinwälzen, dürre Sträucher begüßen, Gras und Wurzel fressen, nakt umherlaufen, mit Büffelochsen und Waldeseln gesellschaftern, und tausend ähnliche, abscheuliche, den Schöpfer und die

Men=

Menschen erniedrigende thierischdumme Ausschweifungen einschränkten. Je mehr Unsinn einer in solchen Unternehmungen zeigte, je mehr er sich selbst peinigte, je trotziger er Menschengesellschaft und Menschenfreuden floh; desto höher ward er im Himmel unter die Heiligen geschoben. — Dieß ist die zwote Epoche: sie ist in allem Betracht verächtlich.

Das Wüstenvolk verließ seine Affenhöhlen wieder; nistete sich in Städte und Dörfer; fieng an, Fleisch zu fressen, Wein zu saufen, und auf Pflaumen zu schnarchen. Dieß alles kostete Geld. Von nun an ward jedem reichen Schurken der Himmel eröffnet: wer immer den Mönchen Geld und Gut schenkte, Paläste baute, reiche Stiftungen machte, ihre Keller, Speicher, Speisekammern und Beutel voll spikte; der ward für seinen Eifer unter die Heiligen versezt, wenn er schon nebenher Bubenstüke zu hunderten trieb. So kamen manche Fürsten, Fürstenweiber, und edle Knechte

te in das Register der Auserwählten, die Mord und Brand über ganze Provinzen verbreitet, das Blut von tausend Unschuldigen vergossen, und ganze Völkerschaften in Jammer und Elend gestürzt haben; die manchmal den Mordstahl in das Eingeweid ihrer eignen Familie stießen. Frägt man nach ihren Tugenden: Stiftungsdiplome, Schenkungsbriefe, Exemtionsurkunden, Tafelgelder; seht da die hohen Vorzüge jener Pfaffenfreunde! — Um sie auch nach dem Tode noch zu benuzen, begruben sie die Mönche in ihre Kirchen, und logen Wunder um ihr Grab, das sie auf diese Art zu einer unversiegbaren Quelle von Wallfahrten, Opfern und Vermächtnissen machten. — Diese dritte Epoche der Heiligen-Entstehung ist vollends abscheulich.

Es war ein Unglük, daß im Mittelalter die stupiden, habsüchtigen, fanatischen, und unverschämten Mönche fast ganz allein die Schreibkunst in Europa besassen: dieser Umstand gab ihnen Gelegenheit, der Welt

ge-

gerade alles dasjenige aufzuheften, was ihnen ihre Herrschsucht und ihr Eigennuz in die Feder diktirte.

Die Unbesonnenheit der Heiligenmacher gieng selbst in den neuesten Zeiten noch so weit, daß sie Bischöfe und Päpste, welche Kaiser vom Throne geworfen, Könige exkommunizirt und geißeln lassen, und die Völker derselben vom Eid der Treue losgesprochen haben, in den Almanach sezten. Allein, sie machten Anachronismen: man hat ihre Kanonisazionen verkleistert. *)

Sie geben sich zwar noch manchmal das Ridikül, ein vor dritthalb Jahrhunderten im Dunkeln verstorbenes, der ganzen Welt unbekanntes schwachköpfiges Kapuzinerlein oder Nönnchen zu heiligen; dieß geschieht aber bloß im südlichen Europa, und einzig zum Vortheil der apostolischen Kammer.

Ob

*) Z. B. Die Kanonisazion Hildebrands.

Ob Rom Gewalt und Fähigkeit habe, mit ernsthafter Mine jemanden zum Heiligen oder Seligen zu erklären; davon ist die Frage nicht mehr. Ganz Deutschland weiß, was es über diese Sache zu denken habe.

Das Römische Martyrologium, das Brevier der Geistlichen, die Legenden der Heiligen, alles dieß hat in unsern Tagen seinen entschiedenen Werth. Ein Mann der Geschmak hat, und zu leben weiß, bemengt sich auch nicht von Ferne, als ob er etwas Lächerliches in jenen Schriften zeigen wollte: dieß hieß den edlern Theil seiner Mitbürger beschimpfen; denn es bekäme den Anschein, als ob er sie in dem unverzeihlichen Verdacht hätte, daß sie noch daran glaubten.

Indessen verhält sich die Sache noch anders mit dem grossen Haufen. Er ist durch das mehrhundertjährige Geschwäz seiner Pfaffen daran gewöhnt worden, besonders die Heiligen aus der zwoten Epoche anzu-

staunen, anzurufen, und von ihnen beinahe mehr als von Gott selbst zu erwarten. Die Belehrung dieser Volksklasse ist schwerer: Bücher thun da keine Wirkung, denn sie liest nicht. Mündlicher Unterricht läßt sich kaum hoffen; die Pfaffen werden nie dahin zu bringen seyn, daß sie dem Volk sagen: Unsere Vorfahren haben euch getäuscht; es war schändlich und thöricht, euch Leute als Heilige anzupreisen, die bloß unsinnige Fanatiker waren; ihre Thaten Tugenden zu nennen, die wirklich Ungereimtheiten, Untugenden waren; euch zur Nachahmung derselben aufzufodern, da ihr durch diese Nachahmung der bürgerlichen Gesellschaft unnüz würdet, euch unglüklich machen, und den Weg ins Tollhaus bahnen könntet.

In der That, es ist unbegreiflich, wie man das Volk im Ernste aufklären, wie man die Moralität desselben wirksam verbessern könne, so lange man die alten irrigen Begriffe von Tugend und Heiligkeit

noch

noch aufrecht stehn läßt. Es giebt kaum eine Thorheit, kaum ein Polizeiverbrechen, das sich nicht durch das Beispiel eines Heiligen entschuldigen, oder wohl gar rechtfertigen läßt. . . .

Gräbt sich einer bis an den Hals in die Erde, und frißt Gras: so zitirt er zu seiner Rechtfertigung den heiligen Makar. Beißt sich ein andrer die Zunge ab, um sie dem ihn liebkosenden Mädchen ins Gesicht zu speien: so zitirt er den heiligen Nizeta. Springt hier einer im Januar nakt bis an den Hals in einen gefrornen Teich: der heilige Bernard that eben dieß. Läuft dort einer nakt durch eine ganze Stadt: wer kann ihms abläugnen, daß sankt Franz von Assiß eben dieß gethan habe? Fällts 'mal einem ein, in der ersten Brautnacht von seinem Weibe zu entlaufen, und den vagabunden Bettler zu machen: ist nicht dieß der gepriesenste Tugendstreich des heiligen Alexius? Beliebts hier einem Mann oder Weib nicht, der andern Hälfte die

Ehestandspflicht zu entrichten: sind nicht Kaiser Heinrich und Kunegunde dadurch zu Heiligen geworden? . . . Laßt nun die beschämte Familie des Grasfressers, des Zungenabbeissers, des Teichspringers, den Magistrat um ein Kämmerlein im Tollhaus bitten; laßt die Polizei den nakten Gassenläufer, den vagabunden Brautverräther gerichtlich anhalten: die Heiligenkopisten werden euch die Legende, die Kanonisazionsbullen ihrer Originale unter die Nase reiben; und dann verdammt sie!

In unsern Tagen haben manche Schriftsteller den heiligen Pöbel nicht wenig lächerlich gemacht. An sich hat er dieses verdient; allein die Sache hat eine ernsthaftere Seite, die man zum Erstaunen der Denker beinahe ganz vernachläßiget. Welche Verwirrung, welcher Gegenstoß von Begriffen muß in dem Kopf des Volkes entstehn, wenn es sieht, daß man diejenigen Thaten jezt mit Tollhaus und Zuchthaus hindert, die den Almanach mit Heiligen ange-

angefüllt haben! Wie ist es möglich, je die ächte Idee von Tugend und Rechtschaffenheit aufzustellen, solange man die alten Irrthümer nicht legal, das heißt, auf Anstalt des Gesezgebers, und mit dem Ansehn der höchsten Reichsgewalt vom Grunde aus tilgt? Unter hundert der alten Heiligen sind nicht zween, die in die Klasse der weisen, der wohlthätigen Menschenfreunde gehören; die sich durch den geringsten Beitrag um die Glükseligkeit ihrer Nazion, oder der Menschheit überhaupt verdient gemacht haben. Eine traurige Wahrheit, aber unwiderlegbar! — Vergebens hoffen die katholischen Fürsten mehr moralisch reines, ächtes Tugendgefühl in ihren heranwachsenden Bürgern zu erweken, so lange sie jene Gaukler von Himmelsbürgern nicht unsichtbar machen, und andere Muster der Heiligkeit aufstellen.

Man fühlt, daß die Sache Schwürigkeiten habe. . . . Stillschweigen, Versenkung in die verdiente Vergessenheit, wäre

vielleicht das Beste. Sind nicht von jeher alle Thorheiten durch stille Verachtung aufs schleunigste und wirksamste unschädlich gemacht worden?

XV.

Wenn das ewige ausfliken, zuschneiden, reformiren und renoviren, irgend einer Religion zur Schande gereichen könnte: so träffe dieser Vorwurf die kristliche vorzüglich. Seit dem dritten Jahrhundert ihrer Stiftung wird beinah' ununterbrochen an ihr gebessert und gemodelt. Es wär ein niederschlagender Gedanke für ihre Anhänger, wenn diese Bemühungen das Wesentliche derselben zum Gegenstand hätten; allein, dieß ist der Fall ganz und gar nicht. Alles dieses Beschneiden traff immer nur die unwürdigen Auswüchse der Priester, ihrer Diener. So lange die Priesterschaft ein eigner Stand in der kristlichen Kirche

ist:

ist: so lange wird diese die Scheere der Reformazion nie aus den Händen legen dürfen. Dieß ist die ewige Satyre, welche die Geistlichkeit auf sich selbst macht. Desto mehr Trost für die Laien.

Unter den von Jahrhundert zu Jahrhundert vorgenommenen Reformazions-Anstalten sind hauptsächlich zween Zeitpunkte für Deutschland wichtig: die Reformazion des sechszehnten Jahrhunderts, und die jezige in dem achtzehnten. Ich habe über beide einige meiner eignen Betrachtungen gemacht, und mich bemüht, das Gute und Schlimme einer jeden gegen einander abzuwägen.

Die Reformazion des sechszehnten Jahrhunderts brach mit einer Heftigkeit aus, die ganz Deutschland erschütterte, und tausend Ach und Weh' über die bürgerliche Gesellschaft brachte. Das Nördliche und Westliche Europa drängte sich hinzu, die Deutschen reformiren zu helfen: Schweden öffentlich, Franzosen heimlich, Germanien

wurde dreißig Jahre lang von Stralsund bis Kostanz mit der Asche seiner Dörfer und mit dem Blute seiner Söhne gedüngt. Man muß gestehn, daß die selige Reformazion von dieser Seite etwas höllisches mit sich führte.

Das heutige Verbesserungswesen ist von viel sanfterer Sitte. Es hat auch seine Kämpfer und Gladiatoren von beiden Parteien; aber wie weit sind diese von den Streitern bei Lüzen und Nördlingen unterschieden! Die heutige Reformazions-Armee besteht aus eitel Lumpensammlern, Papierfabrikanten, Buchdrukern, und derlei friedlichen Leuten. Die Chefs sind ein Paar Minister, und die übrigen Offiziere ein Paar hundert Büchermacher, Broschüristen, und Kompilatoren. Das ganze Zeughaus enthält weiter nichts als einige Preßbengel und Gänsekiele . . . Ich kann nicht umhin, diese Taktik den Evoluzionen Gustav Adolfs, und dieses Schreib-

kom-

komplot dem Bund zu Schmalkalden vorzuziehn.

Man schlug sich zwar auch im sechszehnten Jahrhundert mit Syllogismen und Gänsekielen: aber man schlug sich in einer Sprache ohne Sinn; über Dinge, die man nicht verstand; und mit einer nicht geringern Hize als die Landsknechte und Reisigen bei Mühlberg und Leipzig. Bei allen diesen Kirchendebatten gewann das Volk nichts; es blieb so stumpf wie vor; denn die theologischen Manifeste waren in einer ihm unverständlichen Sprache abgefaßt. Es ließ also seine Pastoren die Sache ausfechten; tauschte dann eine Liturgie an die andere; nahm statt des Paternosters ein Gesangbuch wie Woltersdorfs und Porsten's seins; und hörte statt der lateinischen Messe die deutsche Bibel, von der es eben so viel verstand. — Selbst die Theologen fabrizirten sich Konkordienformeln und symbolische Bücher, aus Furcht, sie möchten einst zu klug werden; und quälen auch ih-

re spätern Nachfolger noch damit, die über den engen Kreis seufzen, darin sie sich herumschleppen müssen, wenn sie nicht von feisten Superintendenten, und orthodoxen Synoden wollen entpfründet werden.

Dieß ist ein neuer Vorzug der heutigen Reformazion vor der alten: man schreibt in der Sprache der Nazion; man schreibt für das Fassungsvermögen aller Stände: man zeigt den Druk der Hierarchie, das Schändliche des Aberglaubens, das Lächerliche der Möncherei, das Abscheuliche der Intoleranz, in einem Lichte, daß die Augen aller Volksklassen beleuchtet; man läßt das alberne spekulative Schulgezänke ganz in der verdienten Vergessenheit, und sucht dem Menschen Vernunft und Moral einzuprägen. Man ficht weder für Luther, Kalvin, Wiklef, Huß, noch Sozin; man spricht für die gute Sache der Aufklärung und Gewissensfreiheit: und dieß mit einer Mäßigung, die man einst in Wittenberg und Ingolstadt, in Genf und Rom

nicht kannte. Wenn heute eine irrige Meynung ihren Kredit verliert, ein Kapitel der Moral Eingang findet: so ist es nicht, weil gestern Doktor Ek und Doktor Karlstadt sich, ohne einander zu verstehn, einen halben Tag darüber herumgebalgt haben; weil Magister Zwingli und Magister Hausschein *) dieser Sentenz ihr Placet schenken; sondern weil die Schriftsteller des Tages das Publikum davon überzeugt haben.

Wahrlich, die Filosofen, welche heut zu Tage an der Aufklärung ihrer Mitbürger, an der Verbesserung der Europäischen Religionstheorie arbeiten, haben unendlich viel vor den alten Reformatoren voraus. Aber die Fürsten, zu deren Besten die Filosofen so vieles arbeiten, wie abstechend betragen sich diese gegen die Fürsten aus dem sechszehnten Jahrhundert, denen es um die Reformazion zu thun war!

Die

*) Sonst gewöhnlich *Oecolampadius* genannt.

Die litterarische Mareschaussee, oder, wie sie sonst genannt wird, die Bücherzensur, hat allenthalben strenge Befehle, nichts Buchähnliches über die Gränze passiren zu lassen, was gegen das Dogma ist. Wie nun, wenn die Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts eben so gedacht, und gehandelt hätten: wo wäre die grosse Reformazion geblieben? Brodverwandlung, Ohrenbeicht, Infallibilität, sind dogmatische Dinge, wie man sich in der katholischen Kirche sagt. Sie waren es auch im sechszehnten Jahrhundert. Luther und Kalvin liessen sich dadurch nicht irre machen; sie rissen alles dieß darnieder; und es fiel weder dem Kurfürsten von Sachsen, noch dem Magistrat von Genf ein, den Lehren derselben das *Admittitur* zu versagen, weil sie gegen das Dogma stritten. . . . . Darin besteht eben der wahre Geist der Verbesserung, daß man alte Meynungen, die Mißverstand oder Eigennuz geheiliget haben,

ben, ihres Schleiers beraube, und auf ihren eigentlichen Werth seze.

Von dieser Seite hat die alte Reformazion einen unendlichen Vorzug vor der heutigen.

Es ist traurig, wenn man diesen Zwang ansieht. Von der einen Seite will man das Volk aufklären lassen, und von der andern will man einen ganzen Schwall alter Meynungen unangetastet haben . . . Est de Fide! Es ist ein Dogma! so erschallt das ewige Feldgeschrei der theologischen Fakultät; und dieß sind die Zauberworte, die plözlich den filosofischen Geist tödten, und die Vernunft stille stehen machen.

Wenn die katholischen Fürsten gestehen müssen; daß die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts als Reformatoren dem deutschen Reich eine ungemeine Wohlthat erwiesen, und den Grund zu den heutigen Verbesserungen gelegt haben; wenn sie gestehen müssen, daß jene Reformazion

eigentlich in Umstürzung unbrauchbarer dogmatischer Säze bestand; wenn sie gestehen müssen, daß ohne die Umstürzung jener Dogmen keine Reformazion hätte zu Stande kommen können — und dieß müssen sie wahrlich alles gestehen — so ist es unbegreiflich und unerklärbar, warum sie die Nachahmung ihrer Muster scheuen; wie sie alle Vorstellungen gegen manches Dogma verwehren, und doch eine wesentliche Reformazion in den Religionsbegriffen ihrer Völker hoffen mögen.

Man muß gestehen, die Filosofen beobachten nicht stets am ängstlichsten den Willen der Fürsten. Ihre Uiberzeugung, und ihr Eifer für die Rechte der Vernunft heißt sie manchen Schritt über den Dornhekenzaun der Theologie thun; und noch manchmal werden sie das Opfer davon: destomehr Hochachtung sollte das Publikum für ihre Bemühungen haben.

Einer der mächtigsten Einwürfe, den einige Gänseköpfe gegen die Ausbreitung der Vernunft machen, ist der: daß ein Mann, der kein eingepökelter bibelfester Orthodoxe ist, kein guter Bürger des Staats seyn könne. Die Falschheit dieser Kalumnie ist handgreiflich. In den verflossenen Zeiten wurden die Fürsten von ihren dümmsten, bigottischesten, und orthodoxesten Staatsbedienten allenthalben aufs gröblichste betrogen und hintergangen, ihr Interesse vernachläßiget, ihre Länder dem Ruin preisgegeben; und dieß geschieht zum Theil in manchen Ländern noch jezt so, wo die Orthodoxie auf dem Thron sizt. Zu keiner Zeit und in keinem Lande sind hingegen die Monarchen eifriger, einsichtsvoller, und getreuer bedient worden, als in unsern Tagen, und in jenen Staaten, wo die größte Freiheit des Denkens herrscht. Einige europäische Höfe besizen Minister und Generale, die allen Jahrhunderten zum Muster dienen können; und eben die-

se machen nicht den mindesten Anspruch auf Bigotterie und Orthodoxie.

XVI.

Aufklärung und Toleranz! dieß ist jezt so das Modewort der Deutschen, wie die Lieblingsfrase einer ältern Nazion war: Brod und Schauspiele!

Aufklärung und Toleranz! In der That, die Aufschrift ist schön: wenn der heutige Zeitpunkt ihrer würdig ist; und nach der allgemeinen Stimme der Nazion muß man glauben, daß dieß wirklich der Fall sey.

Es wird so vieles zum Lobe, zur Anempfehlung, und zum Beweise des Daseyns der Aufklärung geschrieben; aber noch hat sich meines Wissens kein Gelehrter eigenthümlich damit abgegeben, den vielsagenden Begriff von Aufklärung nach seinem ganzen Umfang darzustellen, und

seinen Landsleuten umständlich zu sagen, wie viele Aeste der Baum der wahren Aufklärung wohl enthalte. Der größte Haufe glaubt noch immer irriger Weise, die Aufklärung habe beinahe nichts anders als die Religion zum Gegenstand.

Es wäre kein geringes Verdienst, wenn jemand die Mühe auf sich nähme, dieses Losungswort unsrer Tage mit filosofischem Geiste zu kommentiren. Mein Beruf ist und kann es nicht seyn: ich will versuchen, bloß die Uiberschriften einiger Kapitel zu einem solchen Buche hinzuwerfen.

Erst: alle möglichst guten Anstalten, den fysischen Menschen wohlbehalten auf die Welt zu bringen.

Wahrhaft gute Erziehung; sorgfältige Bildung des moralischen Gefühls; Genügsamkeit und Zufriedenheit mit dem Stande und Beruf, worein der Mensch durch Zufall oder Geseze gestellt wird; eine überlegte, unerschütterliche Rechtschaffenheit; Liebe zur Arbeit; Ehrfurcht für die Geseze;

keine Starrköpfigkeit für alte Begriffe und Sitten; bereitwillige Empfänglichkeit jeder Art von Belehrung; Liebe zur Ordnung in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften; diätetische Mäßigkeit und Sorge für die körperliche Gesundheit; freudiger Genuß seines Daseyns; Abscheu vor einem Aufwand, der die ökonomischen Kräfte übersteigt; Kenntniß der Pflichten des Regenten; Kenntniß der Pflichten des Bürgers, des Freundes, des Ehemannes, des Vaters; Wissenschaft, das Leben so zu genüssen, daß man es bequem, lange, und in jedem Betracht ruhig genüssen könne.

Dieß wären einige Abschnitte, die ich in einen Kommentar über allgemeine Volksaufklärung gebracht, und dort ihrer Wichtigkeit gemäß erklärt, und entwikelt sehen möchte.

Die Religion gehört allerdings auch zur Aufklärung. Sie sey so einfach als möglich; brauche so wenig Priester und Tem-

pel

pel als möglich; und statuire keine andere Sünden, als solche, die auch Sünden gegen eine wohl eingerichtete Polizei sind.

Für alles dieß mögen die europäischen Aufklärer sorgen. Ich gebe Dir einige Winke von der gepriesenen Aufklärung, wie sie in diesen Tagen in Deutschland besteht.

Dieses Reich theilt sich in seinen Meynungen, Begriffen und Wissenschaften, nebst den individuel Grillen jedes individuellen Kopfes, hauptsächlich in zwei Völker: diese sind das katholische, und das protestantische. Jedes hat seinen eignen Grad von Aufklärung. Beide beeifersüchteln und bespaßen gelegentheitlich einander darüber, daß sie noch nicht weiter vorwärts seyen, nicht weiter vorwärts auf dem Pfad der Aufklärung gehen können, oder wollen.

Die Protestanten werfen den Katholiken vor, daß sie den Mufti von Rom, und eine zusammengeraffte Synode für ihr Oberhaupt und für infallibel halten; daß ihnen folglich durch diesen ersten irrigen Grund-

saz die Freiheit benommen sey, ihre Vernunft ungestört, und ihrer Würde gemäß zu benuzen; daß sie das Bischen, was sie Gescheites wissen, erst von den Protestanten haben lernen müssen; daß ihre Priester meist faule, unwissende Pursche seyen, die das Volk absichtlich dumm und abergläubisch erhalten wollen; daß ihre Mönche noch zu viel Einfluß bei Höfen, Weibern, und dem Pöbel behalten; daß die Domherren und Bischöfe allzu grosse Einkünfte haben, als daß sie nicht ein wollüstiges müßiges Leben einem frugalen und thätigen vorziehn sollten; daß sie die Bibel nicht brauchen können und dürfen, sondern immer mehr auf Pfaffensazungen halten; daß die meisten ihrer Fürsten sich selbst vor den Pfaffen und Mönchen fürchten, und denselben nachgeben; daß andere meynen, es sey zu einer allgemeinen Reformazion ihrer Staaten genug, wenn sie einige unbedeutende Disziplinarsachen abstellen; daß das Volk noch an Gespenster,

He-

Hexen, Besessene, und derlei Mährlein steif und fest glaube; daß es mehr Zutrauen auf Heilige, auf Reliquien, Weihwasser, und Mönchströdlwaaren habe, als auf Gottes Beistand selbst; daß es sich höhere Begriffe von troknem Messehören, lustigen Wallfahrten, dürrem Rosenkranzmelken 2c., als von den edelsten gesellschaftlichen Tugenden und Liebeswerken mache, 2c. 2c. 2c.

Auf alle diese Vorwürfe zuken die Katholiken die Achsel, weil sie dieselben nicht abläugnen können. Aber sie bitten die Protestanten, nicht gar zu hohe Dinge von ihrer eignen Aufklärung auszuposaunen, sondern sich gelegentheitlich zu erinnern: daß auch sie Synoden und Superintendenten haben; daß sie auf Konkordienformeln und symbolische Bücher schwören, die ihnen also statt Pabst, Konzilien, und Infallibilität sind, und einen Zaun um ihre Begriffe und Einsichten ziehn, den sie eben so wenig überspringen dürfen; daß es ihnen

desto weniger Ehre mache, da sie schon einmal einige Schritte voraus haben, daß sie seit der augsburgischen Konfession im Ganzen noch stets auf dem alten Flek stehen; daß die Abschüttlung von einem Paar katholischer Dogmen, wie da sind Brodverwandlung, Ohrenbeicht und Hierarchie, bei weitem das noch nicht aus ihnen mache, was sie so hochtönig anstimmen; daß ein grosser Theil ihrer Pfaffen eben so herrschsüchtig, so steif orthodox, und so unwissend sey, als die Posteriora des katholischen Klerus sind; daß die Bibelleserei ihres gemeinen Volks um keine hohle Nuß mehr werth sey, als das Messehören und Rosenkranz melken des katholischen Pöbels, weil der protestantische Handwerker und Bauer eben so mechanisch und mit eben so wenig Verstand zu gewissen Tagen seine gewisse Zahl von Bibelkapiteln herunter brummt, als der katholische Litaneien und Rosenkränze schnattert; und weil der Protestant, wenn er besoffen ist, noch obendrein

drein zur grossen Erbauung seiner Nachbarn Psalmen zu singen, oder über die Bibel zu disputiren pflegt; daß man eben nicht sehe, was die Herren Bischöfe von Kanterbury, Koppenhagen, Osnabrük ꝛc. so gar vieles vor den Bischöfen von Maynz, Köln, Salzburg ꝛc. voraus haben; daß die Protestanten bei ihrer Taufe, nach ihres Reformators Vorschrift, dem neugebornen Kinde eben so kräftig den Teufel aus dem Leibe schwören, wie die Katholiken; daß das protestantische Volk, und viele ehrwürdige Herren Pastoren nicht minder fest an Gespenster, Teufelsbesizungen und Hexen glauben, als manche Katholiken, wie die neuesten Hexenprozesse aus Preussen und der Schweiz beweisen; daß die Protestanten nicht einmal Muths genug haben, das Lächerliche ihrer Meynungen und Systeme so frei und offen aufzudeken, wie es die Katholiken von ihrer Seite thun; daß im praktischen Leben bei den Protestanten eben auch nicht so gar

überflüßende Menschenliebe und Wohlthätigkeit herrsche, als in dem grossen Haufen ihrer Bücher; rc. rc. rc.

Dieß sind ungefähr die Bolzen, welche beide Völker gegen einander los schüssen. In wie weit sie treffend seyen, und von welcher Seite sie mit mehr Recht auf die andere losgeworfen werden, das kann ich nicht eigentlich entscheiden; doch soll viel wahres in den Vorwürfen von beiden Parteien seyn: und wenn es an dem ist, so hat bis jezt noch keine derselben sehr giltige Ansprüche auf den ächten Besiz der Aufklärung.

Man flüstert sich ins Ohr, daß in ganz Europa auch mächtige Hinderniße gegen allgemeine Volksaufklärung von Oben kämen. Es ist nicht, als ob man dem Volk die Aufklärung nicht gönnte; man scheint nur zu besorgen, es sey nicht fähig, den nakten Strahl der Wahrheit ohne alle Refrakzion zu ertragen. Man glaubt, ohne Mitwirkung des Himmels und der Hölle sey

es

es nicht möglich, Millionen in der Ordnung zu halten; deswegen behält man Offenbarung und Priester so gerne, um die Pöbelseelen Respekt zu lehren.

Die Kosmopoliten behaupten, daß man durch gute Geseze und gute Armeen eine Nazion eben so gut leiten könne, als durch Michael und Satan.

Man glaubt ihnen nicht, und bedient sich lieber des Teufels zur Aufrechthaltung der allgemeinen Subordinazion. Ob man schon weiß, daß er der Vater der Lügen, und der Stifter alles Unheils auf Erden ist, läßt man sein Reich doch nicht zerstören. Wehe dem, der Mine macht, den Teufel zu läugnen! er läuft Gefahr, demselben aufgeopfert zu werden, wie der erste Teufelstürmer Beker. „Wenn es einen „Teufel gäbe, sagte dieser, so würde er „sich über den Angriff rächen, den ich „auf ihn thue.“ Der Teufel regte sich nicht; aber Bekers Kollegen, die holländischen Pastoren, nahmen Satan's Par-

tie, und jagten Bekern von seiner Pfründe. . . . .

Dieß war nicht sehr tolerant; aber der Geist des vorigen Jahrhunderts war auch keineswegs der Geist der Duldung. Diese Tochter der Filosofie ist eigentlich erst die Pflegetochter der zwoten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts . . . . Sie ist jezt die Mätresse der größten deutschen Fürsten: aus ihren Umarmungen keimt Verträglichkeit, Bruderliebe, und froher Lebensgenuß. Das Volk sieht sie mit Freuden in den Armen seiner Landesväter, und karessirt sie mit denselben in die Wette.

Nur der schwarze Stand, dessen Kreaturen, und die Exkremente der menschlichen Gesellschaft insultiren sie noch manchmal. Die Hierofanten bersten vor Eifersucht, daß sie von der Dame Toleranz aus dem Gewissensbesiz, aus der Günstlingswürde, und aus den Kabinetten der Grossen sind verdrängt worden; ihre Kreaturen müssen sich nach ihnen modeln; und

das

das Kanallje ist intolerant, weil es überhaupt keiner edeln Empfindung fähig ist.

So ist ungefähr das heutige Schiksal der Toleranz in Deutschland. Die Fürsten und ihre Minister sind, bis auf einige wenige, allgemein von den Reizen der Toleranz gefesselt: sollte auch bei dieser Denkart etwas von politischen Absichten mit unterlaufen, was liegt uns daran? die Wirkungen ihres toleranten Betragens sind darum für ihre Unterthanen nicht weniger beseligend. — Der Eifer des Moscheenvolks flüßt augenscheinlich nur aus Herrschsucht und Eigennuz. Die Wesenheit der Toleranz besteht darin, daß jedermann Freiheit habe, aus dem Schafstall der im Lande herrschenden Religion zu tretten: dadurch wird die Heerde der Pastoren geschmälert, und so wie diese schmilzt, schrumpft auch das Ansehn des Stallmeisters, schrumpfen die Zuflüße des Beutels, und die Akzidenzien der Küche ein. — Der Pöbel wird meist von der schwarzen Legion kommandirt, und ist

al-

also nur der Exekutor der priesterlichen Intoleranz.

Aus diesen Quellen muß man sich die widersprechenden Beispiele erklären, welche die beiden deutschen Völkerschaften, und das im Religionswesen dissentirende Europa überhaupt, selbst in den neuesten Zeiten, noch manchmal gegeben hat, und wirklich giebt. . . . Hier schenkt der Erstgebohrne Sohn und höchste Advokat der römischen Kirche Millionen seiner Unterthanen die Freiheit, dem Papst abtrünnig zu werden: dort gewähren zween protestantische Fürsten den bisher unterdrükten Katholiken gleiche bürgerliche Rechte und Vortheile, wie ihren unkatholischen Unterthanen. Hier wird ein Protestant Lehrer auf einer katholischen Universität: dort darf ein Kapuziner seine Messe in einem protestantischen Hörsale lesen. Hier sezt eine protestantische Gemeinde einen katholischen Altar in ihre Kirche: dort theilt eine katholische Heerde ihr Kanzelbrett mit einem

pro=

protestantischen Pastor. — Hier nimmt ein protestantisches Republiklein ihren Einwohnern das Bürgerrecht, wenn sie ein katholisches Mädchen zu sich ins Ehebett nehmen: dort erklärt ein allerkristlichster König die Kinder der Protestanten für Bastarde. Hier predigt eine Mönchsgurgel öffentlich und mit Approbazion des Landesherrn, daß alle Protestanten des Teufels seyen: dort quakt ein Kalb von einem Hauptpastor, daß kein Katholik den Höchsten anbeten könne. Hier jagen ein paar edle Knechte aus Franken eine katholische Prozeßion mit Jagdmeßern aus einem Kirchhof: dort schmeißt ein Haufe katholischen Hornviehes ein protestantisches Todtengerippe aus dem Kirchhof in den Bach.

Dieß sind die neuesten Artikel zum Tagebuch der kristlichen Duldungsgeschichte.

Der Filosof liest sie, sieht vielleicht mit eignen Augen ein oder das andere von diesen Abentheuern, und ruft voll Verwunde-

derung mit seinen Landsleuten: Aufklärung! Toleranz!

XVII.

Um es sich zu abstrahiren, und zu begreifen, warum ein Volk so sey, wie es ist; und wie es das ward, was es ist: darf man, glaub ich, hauptsächlich nur auf die Erziehung desselben sehen.

Aus diesem Grunde erstaune ich, wie die Deutschen, besonders die südlichen Deutschen, das seyn können, was sie wirklich sind. So elende Anstalten zur Volksbildung, wie man bis auf die neuesten Zeiten in diesem Lande hatte, haben wahrlich keinen Anspruch auf den Grad der Kultur, den die Nazion erstiegen hat. Man muß den Geist und Menschenverstand der Deutschen glüklich preisen, und bewundern, daß er sich allen Bedrükungen seiner Erzie-

ßer zum Troz auf jene Stufe von Licht geschwungen hat, worauf er heut zu Tage steht.

Dieses unglükliche Land hatte alles eingegangen, was dazu beitragen konnte, es ganz zum Eigenthum der Pfaffen zu machen. Die Generalverpachtung der Erziehung an den schwarzen Stand war unstreitig das allwirksamste, was es zur Beförderung jenes Umstandes thun konnte. Imane, Kalender und Derwische von allen Farben, drängten sich im ersten Moment schon an die Wiege, und bemächtigten sich des kaum gebornen Kindes, um es so zu formen und zu modeln, daß sie durch dessen ganze Lebenszeit darüber herrschen, und davon zehren konnten. Sie lehrten den Jüngling nicht nur ganz und gar Nichts, das ihm einst brauchbar seyn, oder sein Wohl befördern konnte; sondern sie schleppten ihn noch überdas so länge, und unter so ermüdenden heillosen Beschäftigungen in ihren Dummheitspalästen herum, daß er

dar-

darüber ohne Gnade seine glüklichsten Anlagen verlieren, stupid und stumpf, und zur Empfänglichkeit aller fernern hellen und nuzbaren Ideen unfähig werden mußte.

Dieß ist in kurzem die Geschichte und der Abriß der ehemaligen Erziehung im katholischen Deutschland. Sie ist noch in vielen katholischen Provinzen Europens eben dieselbe, und wird dem Anschein nach in ihrer Grundlage und ihren Folgen noch lange eben dieselbe bleiben. Nur die Deutschen sahen in der Finsterniß selbst, daß es Finsterniß sey: jene Nazionen halten ihre Finsterniß sogar für Licht. Die Deutschen rissen das Gewölbe der Unwissenheit und des Aberglaubens ein, das ihnen den Lichtstrahl der Filosofie raubte; sie rissen es troz aller Entgegenstemmung der mächtigen Stüzen ein. Heil und Preis dem deutschen Geiste!

Ich verschone dich mit dem umständlichen Schandregister aller jener volksverrätherischen Anstalten und Schlingen, die man

bei der alten Erziehung zur Unterdrükung der Nazion angelegt hatte; auch mit der Geschichte aller Pfiffe und Kniffe, durch die man die Verbesserung der Erziehung, die Ausbreitung der schönsten Kenntniße, den Eingang der Filosofie, und die Vertreibung der Pfaffen, ihrer Bücher und Grundsäze, aus den Schulen, zu vereiteln suchte. Nur einige Züge von dem Zustande der heutigen Erziehung im südlichen Deutschland.

Der elende Zustand der öffentlichen Erziehung wekte einige Patrioten Deutschlands aus dem gleichgültigen Schlummer, in dem man bis dahin jenes Geschäft verträumt und verschlafen hatte. Sie trugen ihre Verbesserungsvorschläge der Nazion vor: diese gefielen; man sagte mehr; das Publikum nahm alles willig und mit Dank an. Dieß munterte auf. Nun drängten sich der Erzieher so viele heran; es ward an allen Enden und Eken des pädagogischen Geschreibes so viel; man gründete der Phi-

lantropine und Erziehungsinstitute so manche, daß die ganze Sache beinahe schon lächerlich zu werden anfieng. Indessen war dieser aufwallende Paroxismus zur Beförderung der guten Sache sehr heilsam gewesen. Die Gährung hatte im nördlichen Deutschland angefangen, und ist von dort aus auch in das südliche gedrungen: sie hat die lateinische Sprache aus den Schulen verjagt, dafür die Deutsche eingeführt; den Pfaffen manchen Lehrstuhl entrissen; und Achtung und Neigung für brauchbare Wissenschaften und aufklärende Leserei erschaffen.

Auf diese Art ward die nazional Bildung auf einen vortheilhaften Standpunkt gerükt. Man lehrt den heranwachsenden Bürger vor allen Dingen seine reiche, männliche, und ausdruksvolle Landessprache, weil man überzeugt ist, daß Spracharmuth und Ideenarmuth unzertrennbar sind; man lehrt ihn Welt- Menschen- und Geschäftskenntniße, folglich alle dazu führen-

rende Wissenschaften: Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, Moral, Filosofie. Man läßt sich's angelegen seyn, nicht bloß, seinen Geist zu bilden, man sucht auch die Kräfte seines Körpers zu entwikeln und zu stärken; jenes zärtliche, kränkliche, luft- und sonnescheue Wesen der vorigen Zeiten ist verbannt; körperliche Spiele und nervenstärkende Bewegungen sind an die Stelle des welkemachenden alten Einballtrens und Stubensizens getretten. Die Deutschen dürfen hoffen, daß sie durch die Fortsezung dieser Anstalten in einigen Generazionen ihren männlichen Großvätern wieder etwas näher kommen werden.

Genug der Lobsprüche! vielleicht sind ihrer schon wirklich zu viele. Laß uns auch die Fehler nicht verhehlen, die noch in der Kinderstube herrschen: mir sind besonders drei derselben verhaßt.

Der Kinderunterricht ist gar zu sehr zum Spielwerk gemacht worden. Vermöge eines sehr guten aber zu weit ausgedehn-

ten Grundsazes will man die Jugend jedes Ding ohne anstrengendem Ernst spielend lehren: so hat man die Fiebel, die Arithmetik, die Geografie, die Historie, die Moral, fast jede Wissenschaft in Spielkarten gebracht. . . . Das Resultat ist, daß die Kinder, auf den falschen Begriff gerathen, alles in der Welt lasse sich spielend fassen, spielend bearbeiten, und spielend beendigen. Die Betrogenen! Bald sind die Spieljahre vorüber; dann tritt der Ernst ein, und ruft sie zu seinen Geschäften. Sie staunen, erschreken, winseln, verzweifeln; denn sie wähnten, alles sey Spiel, und bleibe ewiges Spiel: ein trauriger Irrthum. Sie müssen nun mit äusserster Anstrengung in eine ganz neue, ihnen unbekannte Welt tretten; oder all ihr Wissen und Thun ist unbrauchbar. . . . Diese Bemerkung, und diese Vorwürfe sind nicht neu, aber sie sind deswegen nicht weniger richtig.

. . . .

Wenn

Wenn ich zuweilen auf dem Wall um die Stadt spazierte, da hörte ich manche Heerde kleiner munterer Kinder, die ein ältliches, hohlaugigtes, blaßgelbes, steifes Weiblein vor sich hertrieb, in einer undeutschen Sprache hastig durch einander ein unmelodisches Geplapper halb durch Mund und halb durch Nase jagen, von dem ich nichts als unterweilen die Schreie: Ma Bonne! verstand.

In solchen Zweifelsfällen pflege ich mich, wie Du weißt, an meinen Freund Trauttmann zu wenden. Er belehrte mich nach seiner gewöhnlichen freundschaftlichen Art:

Das Franzosenland hatte schon ein Regelgebäude und ein Wörterbuch für seine Sprache, da die Sprache der Deutschen noch ärmlich, rauh, und ohne System war. Der erste Grad zur Kultur eines Volkes, ist die Kultur seiner Sprache. Franzosen kultivirten sich also eher als Deutsche, und die meisten übrigen Europäischen Völker; und da jene Nazion am meisten Quecksilber

im Leibe hat, so verliefen sich ihre Söhne frühe und häufig über den ganzen Erdenrund. Abentheurer, Soldaten, Handelsmänner, Komödianten, Schneider, Fabrikanten, Projektmacher, Gaukler, Köche, Haarkräusler, Schmarozer, Fürwizler, Trödler, Fuchsschwänzer, Quaksalber, Lustmädchen, 2c. 2c. 2c. zogen schwarmweise aus Gallien weg, und trugen ihre Sitten, ihre Thorheiten, ihre Politur, und ihre Sprache unter alle Zonen. Es liegt in der Natur des Menschen, das Schönere vor dem minder Schönen zu ergreifen. Die Deutschen nahmen willig die schönere fremde Sprache vor ihrer damals minder schönen zu ihren feinern Lieblingsunterhaltungen; besonders eiferte alles, was grosse und schöne Welt heißt, mit Anstrengung und Begeistrung für dieselbe.

Dieß war für jene Zeit einigermassen erträglich. Mit der fremden Sprache kamen auch fremde Bücher, schon Meisterstüke in jeder schönen Kunst, selbst in der Filosofie,

da man in Deutschland noch kaum die Namen solcher Wissenschaften kannte, und auch das Bischen Wissen, das man besaß, in eine todte Sprache begrub. Urtheilen Sie von der Geisteslage der Nazion: Ein französischer Jesuit *) durfte, ohne gesteiniget zu werden, vor aller Welt die impertinente Frage stellen: Ob es auch einem Deutschen je möglich seyn werde, Genie zu besitzen? . . .

Die Sache wandte sich. Der franzmännische Sprach-Despotismus ermüdete endlich die Deutschen; selbst die schreienden Injurien jener Ausländerlinge wirkten dazu, die Nazion auf ihre einheimische Sprache aufmerksam zu machen. Seit zwanzig Jahren hat Deutschland seine Sprache so ausgebildet; zu einer Stärke, Reinigkeit, Ründung und Geschmeidigkeit ausgearbeitet, daß sie wo nicht die erste, doch eine der ersten in Europa ist. Seit zwanzig Jah-

*) Der P. Bouhours.

Jahren hat Deutschland Schriften geliefert, die über jeden Zweig des menschlichen Wissens Muster sind; Denkmale, die es laut bezeugen, daß es alle Nazionen in allen Wissenschaften hoch übertroffen habe.

Zwar ärgerts die Franzmänner, sich übertroffen zu sehen; nicht mehr die Alleinherrscher und Tongeber des Wizes, Wissens, und Geschmaks zu sehn; ihre Sprache und ihr Ansehen bei dem größten Theil Deutschlands *allmählig* verschwinden zu sehn. Darum ermangeln einige ihrer Geken nicht, selbst in den neuesten Zeiten, die Deutschen, und alles, was Deutsch ist, bei jeder Gelegenheit mit der nur einem Franzosen eignen Selbstgenügsamkeit herunter zu sezen; aber man belacht diese Thoren. *)

Las-

*) Wer sezt zum Beispiel sein Zwerchfell nicht in eine wohlthätige Erschütterung, wenn er einen gewissen Monsieur Jean Baptiste le Fevre de Villebrune auf der 35sten Seite der Vor-

Lassen Sie uns nun auf jene undeutsche Kinder kommen. Ein grosser Theil des hohen und niedern Adels in Deutschland hält eine vollkommene Ignoranz der deutschen Sprache und Schreibkunst fur eine der giltigsten Adelsproben. Mancher deutscher Graf kann nichts Deutsches als einige Flüche, die er von seinem Kutscher gelernt hat; und manches edle deutsche Weiblein hat in ihrem Leben kein deutsches Buch gesehen: mit der *Grammaire des Dames*

Vorrede zu seiner im Jahr 1781. gedrukten editio *princeps* des Silius sagen hört: „Si „j'avois écrit pour les Allemands, j'aurois „tout dit, sans passer le moindre mot; „*parcequ'en qualité d'Allemand j'aurois eu „droit de supposer tous mes lecteurs ignorans.*" — Wahrlich, es ist an dem, wie ein deutscher Schriftsteller sagt: Jedes Land hat seine Thoren: aber dergleichen Narren gedeihen doch nur unter der Breite von Frankreich. . . . Es würde die unübertreflichste Schwänke- und Sottisen-Sammlung geben, wenn man alle ähnliche französische Orakelsprüche gegen die Deutschen zusammentragen wollte.

fieng sie ihre Vegetazion an, und mit einem *Recueil de prieres choisies* schlüßt sie dieselbe. Führt nun der Zufall zwei solche Wesen ins Ehebett zusammen, was kann da anders, als eine ganz gallische Familie entstehn? Die weiblichen Seelchen bekömmt eine Mamsell unter die Scheere, und die männlichen ein Abbe.

Dieß sind ein paar Rassen ganz allerliebster Leutleins. Die Mamsells sind gewöhnlich verjagte oder entlaufene Filles de Chambre, veraltete Theaternymfen, abgedankte oder ruinirte Lustmädchen, lahm gewordene Tänzerinen, verarmte Puzmacherinen, Schneider- und Krämermädchen aus Lothringen und Elsaß, die eine fatale Avanture gehabt, ꝛc. — Die Abbes sind, einige wenige abgerechnet, die wirklich eine Art von litterarischer Wassertinktur in den Schulen geholt haben, meist verkleidete Kammerdiener, Friseurs, Billiardmarkörs, geweste Spieler von Profeßion, Gelegenheitsmacher, bankrottirte Galanteriehänd-

händler, verarmte Kapitalisten, junge Pflastertretter, die eine affaire d'honneur aus ihrem Vaterland verjagt hat, steif gewordene Fechtmeister, ꝛc. ꝛc.

Dürfen sich unsere hohe Häuser nicht glücklich preisen, eine solche Quintessenz der angebeteten nachbarlichen Nazion zu erhalten! ohne Zweifel. Dafür sparen sie auch keine Kosten, sich diese kostbaren Möbels anzuschaffen. Die Comtesse, der junge Majoratsherr haben kaum die Brust der Amme verlassen; geschwinde einen Brief nach Straßburg, wo beständig die Niederlage dieses pädagogischen Pfuschergesindes ist. Was geschieht? Der Abbe, die Gouvernante lassen sich gedoppelt Reisegeld bezahlen; kommen auf der Diligence an; bringen einige Modethorheiten, eine Suffisance noble, ein Caquet qui ne finit point — das Kapitalmerit und Talent ihrer adorablen Person — mit; sprechen von Pairs, Ducs, Princes du Sang, Duchesses, &c. deren Confidence sie genossen; nehmen einen

nen Cours d'éducation, ein Précis de toutes les Sciences, ein Abrégé de Morale, d'Histoire, des Mathematiques, zu ihrem Bildungsgeschäft, denn ihre Nazion hat alles in Abregés gebracht; kujoniren die Kinder; spioniren die Situazion des Hauses; knüpfen Intriken; machen sich nothwendig; lehren ihre Zöglinge ausser einigen sogenannten Regeln de decence, bon ton, monde, &c. nichts, *als ein superfizielles* Geplapper von Dingen, die sie nicht verstehen; eine naseweise Dreistigkeit, und eine unausstehliche Verachtung gegen alles was deutsch und gründlich ist. Nach einigen Jahren gehen sie mit gespiktem Beutel wieder nach Hause, und spotten dort über die albernen Deutschen, die sie so meisterhaft geprellt haben.

Welch eine Raserei ist es, sich solche Erzieher aus der Ferne zu holen; da Deutschland jezt selbst die besten Erziehungsbücher, und der guten, brauchbaren Leute genug hat, seine künftige Genera-

razion zu bilden! . . . Zwar muß man gestehn, daß die französische Sprachwuth, und die ehemalige so gar tolle Prädilekzion für französische Pädagogen seit wenigen Jahren etwas nachgelassen habe; aber noch besser wärs, es käme ein Kato, der alle diese griechische Sprachmeister samt und sonders auf einmal mit der Keule aus Rom jagte. . . . .

Trauttmann war, wie Du siehst, ins Feuer gerathen. Ich brach also für dießmal die Materie ab; und besprach ihn erst beim nächsten Besuch wieder über die Ursache, warum ich so viele junge Herren, die dem Anschein nach einst Leute von Bedeutung im Staat werden müssen, an der Seite von pausbakigten Derwischen, und Imanen mit Schafsminen, herumfahren und gehen sah.

Nach einem patriotischen Seufzer mußte ich ungefähr folgendes hören.

Es war eine Zeit, da unter unserm Horizont die schwarze Legion im Alleinbesitz

der

der Pedanterei war, die man damals für Gelehrsamkeit hielt; auch wußte sie ihre Ausschweifungen so geschikt und listig zu verhehlen und zu bemänteln, daß man sie allein zum Sittenmuster der Nazion aufstellen zu können wähnte. Diese Zeit ist vorbei; aber die Vorurtheile jener Zeit sind noch nicht ganz entwurzelt; und dieß ists, was die Patrioten jammert. Die Laien haben den Klerus im Geschäfte des Wissens unendlich übertroffen; und die Erfahrung hat es mit tausend Beispielen belegt, um wie viel gefährlicher es sey, einen Pfaffen zu einem jungen Knaben zu quartieren, als einen Ungeweihten.

Kehren wir das Objekt in einen andern Gesichtspunkt. Wie soll der Junge je gesunde Grundsäze über das ganze Kirchenwesen bekommen, der schon im Matrosenjäklein daran gewöhnt wird, seinen Pädagoden als ein Wesen auserwähltern Standes zu ehren?

Eine solche Anstalt ist schon bei den lezten Volksklassen nachtheilig. Ich bin nicht damit zufrieden, daß man noch hie und da die Kinder des Landvolkes von Küstern unterrichten läßt; denn der Küster und der Pfarrer sind zu nahe mit einander verwandt. . . Aber wenn man nun vollends zukünftige Magnaten, die Söhne der Ersten des Reichs, durch Pfaffen, und zum Unglük noch durch Pfaffen von einer gefährlichen Zunft, erziehen läßt; wenn man junge Emirs, die einst Vertraute und Gesellschafter der Thronerben werden, mit den verschmiztesten Schwarzröken zur Bildung auf Reisen schikt; und nebenher doch von Umstürzung der Pfaffengewalt und des Pfaffeneinflusses liebliche Träume träumt: dann giebt man sich doch wohl selbst das Zeugniß, daß man an Wunder glaube; das heißt, daß man selbst noch nicht ganz von Pfaffenideen frei sei.

Künf-

Künftige Minister, künftige Generale, künftige Staatsräthe, von Pfaffen erziehen lassen, ist wahrlich eben so konsequent, als wenn man die jungen Halbpfäfchen, zur Bildung im Tempeldienst, in die Kadettenschule, und in die Reichskanzlei schikte.

Man scheint noch nicht erwogen zu haben; daß ein Volk allzeit dessen Eigenthum wird, der es erzieht.

Wäre ich Landesherr, ich würde durch ein strenges Verbot allen Pfaffen die Erziehungsgeschäfte verbieten, und ein positives indispensables Gesez geben, daß derjenige nie zu einem öffentlichen Amt im Staat befördert werden könne, der einen geistlichen Hofmeister, Mentor, Informator, Reisegefährten, Gesellschafter ꝛc. ꝛc. gehabt. . . . .

Der gute Trauttmann hat seine Paradoxen!

XVIII.

XVIII.

Ich hab Dir schon einst gesagt, daß mir bei meinem ersten Eintritt in Europa der Umstand auffallend war, daß ich eine eben so grosse Menge Weiber auf den Strassen herumwandeln sah, als Männer. Es ist hier der nämliche Fall; und, um Dir die Wahrheit zu gestehn, diese Lebensart gefällt mir ungleich besser als die unsrige.

Die europäischen, besonders die deutschen Weiber, sind allerliebste Geschöpfe. Ihr häufiger Umgang mit den Männern giebt ihnen eine gewisse Bildung, eine Geschmeidigkeit des Geistes, einen Reichthum des Wizes, eine Offenheit in Laune und Minen, eine Manchfaltigkeit in den Unterhaltungskünsten mit ihren Freunden, die sie vor unsern ewig versperrten, faden, unwissenden Haremsseelen unendlich liebenswürdig macht. . . . Man könnte nicht begreifen, wie einst eine Heerde theo-

logischer Grauschimmel auf den Zweifel gerathen, und ihn sogar auf einem Kirchenrath vortragen konnte: „Ob die Weiber „auch eine menschliche Seele haben, und „wahre Menschen seyen?“ wenn man nicht wüßte, daß die Theologie die privilegirte Schule aller Absurditäten sey.

Wenn die Frage etwa von unsern Weibern gewesen wäre, dann ließ sie sich noch einigermassen entschuldigen. Ein kindisches Ding mit einem hübschen Lärvchen, das weiter nichts kann, als sich baden, seine Haarzöpfe flechten, allenfalls ein bischen auf der Laute klimpern, und ihren Mann mit stummer Sinnlichkeit liebkosen. — Halte dieses alberne Püppchen gegen ein deutsches Weib: welch ein dahinreissender Abstand! Die Deutsche redet Dich in den meisten europäischen Sprachen an; sie singt, tanzt, reitet, spielt, tändelt mit einer Grazie, der nichts ähnlich ist; sie erklärt Dir den Bau des Weltalls so scherzend, wie den Bau ihres Kopfputzes;

klassi=

klassifizirt Dir die Gegenstände aus allen drei Naturreichen so genau und geläufig, wie den Zirkel ihrer Liebhaber; lehrt Dich bei einer Schaale Kaffee mehr und tiefere Politik, als die Mitglieder unsers Diwans in achttagigen Sizungen nicht zusammenbringen; liest Dir ein Kollegium über die Filosofie mit so vielem Reiz, als ob sie dich verliebt machen wollte; und sagt in einigen Bonmots mehr richtiges über Tugend und Menschenpflicht, als unser allerheiligster, vom Erzengel Gabriel diktirter Koran in zehn Suren.

Bedauerst Du bei Ansicht dieses Bildes die Deutschen nicht eben so sehr wie ich, daß sie nicht mehr als Ein Weib haben dürfen? Allein, so ist ihr Religionsgesez; und dieß muß ihnen ungleich schwerer fallen, als eben dieses uns fallen könnte. Unsere Weiber sind alle in den Harems versperrt: wir sehen kein anderes hübsches Gesicht als unser Eigenthum, können also auch nach keinem andern lüstern werden.

Aber der deutsche Jüngling, welcher in einem Tag unter zwanzig so liebevollen Geschöpfen herumflattert, wie sehr muß dieser gepeiniget seyn, wenn ihm der Gedanke durchs Herz fährt: nur Eine *aus* allen diesen kannst Du gesezmäßig besizen!

Man hält hier, so wie beinah in ganz Deutschland, sehr eigensinnig über den Saz, daß Vielweiberei der Bevölkerung schade. Ich hoffe, es wird noch die Zeit *kommen*, wo man dieses Vorurtheil fahren läßt; wo man begreifen wird, daß Vielweiberei bei guten Sanitäts- und Accouchir-Anstalten die Bevölkerung befördern könne. Die kristlichen Schriftsteller, welche dieser Meynung zugethan sind, führen allemal das Beispiel unsrer Glaubensbrüder, der Türken an, dieser weichlichen und faulen Schufte, die zu träge sind, die mindeste Vorkehrung gegen alljährliche Pest zu machen. Neben der willkürlich getrozten Pest kann freilich keine Bevölkerung gedeihen, man mag bei Einer oder bei zehn Frauen schlafen. . .

sen. . . Zum Gegenstük könnte man ihnen aber Spanien zitiren, das unter den vielweibrigen Mauren volkreicher war, als es unter den kristlichen Einweiblern ist.

Wir haben schon manchen kleinen Disput über das Wesen und Unwesen, über Vortheile, und Nachtheile, über Konvenienz und Inkonvenienz der Einweiberei und Vielweiberei gehabt. Das Ende davon war das Ende aller europäischen Disputazionen: jeder blieb bei seiner Meynung. Statt Dich mit unsern eignen Einfällen über die Sache zu belangweiligen, will ich Dir ein Gespräch mittheilen, das ein Gesandschaftsoffizier des grossen Solyman mit einem Höfling Kaiser Karl des Fünften über eben diesen Gegenstand einst abgehandelt hat.

Der Wesir fieng mit den gewöhnlichen konstantinopolitanischen Höflichkeitsfrasen folgender massen an:

„Kristenhund! für den ich übrigens „allen Respekt habe, darfst Du mir Vor-

„ würfe darüber machen, daß ich nach un„ sern heiligen Gesezen vier Weiber besitze; , indessen daß Du des Jahrs zwölf Ei„ mer Wein saufst, und ich nicht ein ein„ ziges Glas trinke? Was thust Du der „ Welt damit Gutes, daß Du mehr Zeit „ bei Tische verschwendest, als ich im „ Bette? Ich kann alle Jahre meinem „ gnädigsten Großherrn vier Kinder zu „ seinem Dienst liefern; und Du mit ge„ nauer Noth Eines. Und was ist das „ Kind eines Säufers? Sein Gehirn wird „ von den Weindünsten benebelt, den sein „ Vater getrunken hat. Und was meynst „ Du wohl, daß ich machen soll, wenn „ zwei meiner Weiber in den Wochen sind? „ Muß ich nicht die übrigen zwei so be„ dienen, wie es mir das Gesez befiehlt? „ Was wird aus Dir, und welche Rolle „ spielst Du in den leztenSchwangerschafts„ Monaten Deines einzigen Weibes, und „ wenn sie in den Wochen, oder krank „ ist? Entweder bist Du schändlicher Wei-

„ se

„ se müßig, oder Du suchst ein anderes
„ Weib. Das eine und das andere ist
„ unrecht, und wird machen, daß Du des
„ Teufels werdest.

„ Ich seze den Fall, daß wir in unsern
„ Kriegen gegen die Kristenhunde hundert-
„ tausend Mann verlieren; da sind nun
„ schon hunderttausend verlassene Mäd-
„ chen, für die man sorgen muß. Ist es
„ nicht der Reichen Pflicht, sich derselben
„ anzunehmen? Fluch jedem Muselmann,
„ der so lau seyn würde, nicht vier hüb-
„ sche Mädchen als seine gesezmäßigen Wei-
„ ber zu sich zu nehmen, und ihren Ver-
„ diensten Gerechtigkeit widerfahren zu
„ lassen!

„ Was macht der Hahn in deinem Lande,
„ was macht der Widder, der Stier? Hat
„ nicht jeder sein Serail? Hast wahrlich
„ Ursache, mir über meine vier Weiber
„ Vorwürfe zu machen, indessen daß un-
„ ser grosser Profet deren achtzehn hatte,
„ der Hebräer David eben so viele, und

„ der weise Salomo siebenhundert, und
„ dann noch obendrein dreihundert Bei=
„ schläferinnen! Da siehst Du, wie einge=
„ schränkt ich noch lebe. Klage einen Wei=
„ sen, der so mäßig lebt, nicht länger
„ der Völlerei an. Ich erlaube Dir zu
„ trinken; gestatte mir zu lieben. Du
„ wechselst mit dem Wein; laß mich mit
„ den Weibern wechseln. Es lebe jeder
„ nach seiner Landessitte. Dein Hut ist
„ nicht dazu gemacht, meinem Turban
„ Geseze vorzuschreiben. Trinke erst Dei=
„ nen Kaffe mit mir, und geh dann,
„ Deine Deutsche zu herzen, weil Du nur
„ sie allein hast."

Antwort des Deutschen:

„ Türkenhund! für den ich sonst grosse
„ Hochachtung hege; ehe ich meinen Kaffe
„ austrinke, will ich Deine Predigt wi=
„ derlegen. Wer vier Weiber hat, hat
„ vier Furien, die immer in Bereitschaft
sind,

„ sind, einander zu verläumden, einan-
„ der zu schaden, und mit einander zu
„ rauffen. Sein Haus ist die Höhle der
„ Zweitracht. Keine von allen kann Dich
„ lieben: keine besitzt mehr als ein Vier-
„ theil von Deiner Person, und kann Dir
„ höchstens nicht mehr als ein Viertheil
„ ihres Herzens schenken. Keine kann
„ Dir das Leben angenehm machen: sie
„ sind Gefangene, die nie etwas gesehen
„ haben, Dir auch nichts zu sagen wissen;
„ sie kennen niemanden als Dich, und sie
„ werden Deiner überdrüßig. Du bist ihr
„ unbeschränkter Herr, folglich hassen sie
„ Dich. Du mußt sie durch einen Ver-
„ schnittenen bewachen lassen, der sie mit
„ Ruthen haut, wenn sie zu unruhig sind.
„ Du willst Dich mit einem Hahn ver-
„ gleichen! Nie hat ein Hahn seine Hen-
„ nen durch einen Kapaun peitschen las-
„ sen. Nimm Du immer Dein Muster
„ von dem Vieh, und nähere Dich dem-
„ selben so viel Du willst. Ich will als

„ Mensch lieben: ich will mein ganzes „ Herz verschenken, und will, daß man „ mir hinwieder das seinige schenke. Ich „ will heute abends unser Gespräch mei- „ nem Weibe erzählen, und ich hoffe, „ daß sie sich darüber freuen wird. Was „ den Wein betrifft, worüber Du mir „ Vorwürfe machest: so wisse, daß, wenn „ es in Arabien schädlich ist, welchen zu „ trinken, es doch in Deutschland eine „ sehr löbliche Gewohnheit sey: und hie- „ mit Gott befohlen!"

Die gesezmäßige Vereinigung zwischen Mann und Weib heißt bei den Katholiken ein Heiligthum *). Allerdings ist dieß ein Heiligthum der Natur, wenn es auch schon ihre Kirche zu keinem erhoben hätte. Indessen hat diese Erhebung zum Religions-heiligthum eine unangenehme Folge: die geschiedenen Eheleute der Katholiken dürfen sich nicht wieder verheirathen; da es doch die Protestanten thun, vermuthlich, weil die

*) Sacramentum.

die Ehe bei ihnen kein geistliches Heiligthum, sondern ein bloßer bürgerlicher Vertrag ist. Der Zustand der geschiedenen katholischen Eheleute ist traurig, und hindert die Bevölkerung.

Ich habe in dem Kriminalkodex der verstorbenen hiesigen Kaiserin zu meinem Erstaunen gelesen, daß der kristliche Junge, welcher ein unkristliches Mädchen umarmt, in eine Strafe verfalle, die beinahe an die Strafe der Bestialität gränzt. Sage das unsern Weibern nicht: sie würden eine Nazion verabscheuen, die unsere Mädchen für Bestien zu halten scheint. Es läßt sich hoffen, daß die Rechtsgelehrten von Wien mit der Zeit artiger von ihren ungetauften Mitgeschöpfen denken werden.

. . . .

Das Gelübd der ewigen Liebe, welches die Ratifikazion der kristlichen Ehe ist, scheint für manchen etwas übertriebenes, eben so, wie das Gelüd der ewigen Enthaltsamkeit. Alle Welt erkennt heut zu

Ta-

Tage diese Wahrheit. Der Beweis davon sind die europäischen Ehen: man liebt sich im ersten Jahre, zankt sich im zweiten; und sieht im dritten nicht mehr einander an. Dieß ist die Strafe des übereilten Liebesschwurs. Wie ist diesem jezt allgemein gewordenen Uibel abzuhelfen?

Die deutschen Dichter scherzen in ihren Stelzenzeilen öffentlich sehr bitter über den Schwur einer ewigen Liebe. Indessen *thut* die ganze Nazion *beim* Ehestandsantritt vor dem Altar jenen Schwur: und Niemand verübelt den Reimlern ihren Knittelwiz. . . . Die jungen deutschen Ehemänner scheinen ganz mit dem Gefühl ihrer Dichter einzustimmen: sie scherzen sehr galant über ihre geschworne eheliche Treue, und übertragen ihre Scherze in die Praxis. Die jungen Weiber scherzen über diesen Punkt nicht: sie ignoriren den gethanen Schwur gänzlich, und flattern wie Buttervögel von einem Liebhaber zum andern. Kein Theil nimmt von dem Wechselspiel des

an-

andern Notiz; es ist ein stillschweigendes Einverständniß. Sie scheinen durch das abgelegte Liebesversprechen der Kirche bloß des Anstandes und der Etikette wegen ein Kompliment gemacht zu haben, daß nie mehr als die gewöhnlichen Gesellschaftskomplimente gelten sollte.

Ich hab seit meinem Hierseyn schon einigemal den Saz verfechten hören: daß sich die Geseze nach den herrschenden Sitten, nicht aber die Sitten nach den Gesezen richten sollen. — Laß mich an den Scherz der deutschen Meistersänger auch zum Scherz einen Vorschlag knüpfen. Ich hoffe von der halben jungen deutschen Welt dafür umarmt zu werden; indessen daß einige Muker von Schildbürgern, und einige verzerrte Weibsgesichter vielleicht mit Steinen nach mir werfen.

Wär es nicht thunlich, daß man zur Behaglichkeit der noblen, grossen, schönen, und feinen Welt, neben der gewöhnlichen ewigen Ehe auch noch eine bloß zeitige

nach

nach dem Willen der beiden Liebenden kurz oder lang dauernde Ehe einführte?

Der flüchtige Geschmak des edeln Haufens in Europa ist jedermann bekannt. Die Geseze sind bereits unvermögend, denselben zu unterdrüken: die scharfsinnige Liebe vereitelt sie alle. Ihr Schoßprinzip ist, daß der Mensch auf dieser Welt zu keinem ewigen Einerlei geschaffen sey, daß ihn nur der Wechsel der Vergnügungen *bei guter* Laune und brauchbarer Seelenstimmung erhalte. . . . Die grosse Welt ists nicht allein, die nach dieser Freiheit schmachtet. Eine Menge von Kaufleuten, Beamten, Offizieren, Künstlern, Gelehrten, ist in diesem Falle mit dem Adel Einerlei Sinnes: Reisen, Beschäftigungen, Vermögensmangel, Unlaune, Ruheliebe, machen sie gegen die ewige Ehe abgeneigt.

Wer kann es läugnen, daß alle diese Gattungen von Leuten, die aus ökonomischen, oder andern Ursachen die lebenslängliche Ehe nicht eingehen können, und doch

Lie-

Liebesgenuß suchen, gewöhnlich ihr Vermögen, ihre Gesundheit, und ihre Ehre bei verächtlichen Geschöpfen verlieren, welches alles sie durch meine Anstalt retten würden.

Wie manches Mädchen macht in ihrem Brautstande ein Lamm, und wird zur Furie, zur ewigen Hausplage ihres Mannes, sobald sie unauflöslich an ihn gebunden ist. Wie mancher Freier meidet Spiel, Trunk, und Ausschweifungen, so lange er um das reiche Mädchen wirbt, und begeht alle jene Unarten gedoppelt, sobald er durch die unzertrennliche Ehe den sichern Besiz des Vermögens hat. — Man glaubt, der wilde und verschwenderische Taugenichts werde durch ein vernünftiges Weib bekehrt werden; er sagt selbst, daß ihn der Ehestand bessern würde. Man sucht ihm einen Engel von Mädchen, das dieses Geschäft auf sich nimmt. Vier Wochen nach dem Hochzeitschmaus wird er der Alte, und

das

das liebenswürdige Geschöpf ist auf Zeit Lebens in Verzweiflung.

Allem diesen würde durch zeitige Ehen abgeholfen. Der kürzeste Termin ist ein Jahr; der längste, so lang ihn beide Liebende wollen. — Es versteht sich, daß auch die lebenslänglichen Ehen jedem erlaubt seien, wer sie eingehen will.

Ich kenne die Einwürfe gegen diesen Vorschlag; hier sind sie:

Die Kirche wird *eine solche* zeitige Ehe nie für ein Sakrament erkennen, und ihren Segen dazu geben. Man verlangt dieß nicht; die zeitige Ehe soll ein blosser bürgerlicher Vertrag seyn, so wie es auch die Ehe der Protestanten ist. Wer Sakrament und Ehesegen will, der lasse sich von der Kirche trauen. Meine zeitigen Eheleute, welche dem Pfarrer die Kopulazionstaxe entziehn, sind dafür gestraft genug, daß sie den heiligen Segen nicht bekommen.

Die alten Weiber werden von jedermann verlassen seyn. Dagegen giebts Auswege.

Wo-

Wozu habt ihr eure Nonnenklöster? Es ist doch natürlicher, daß ihr alte Frauen, denen die Natur das Ziel ihres Berufes gestekt hat, dort bis zu ihrer Auflösung anständig versorget; als daß ihr junge Mädchen ihres wesentlichen Daseyns beraubet, und wie Staatsverbrecherinen hinter unzerbrechliche Gitter versperret.

Die weitere Auseinandersezung dieses Plans behalte ich im Petto. Die Würze des Scherzes ist, daß er nicht zu lange anhalte.

XIX.

Bei der allgemeinen Gährung, und bei dem eifrigen Reformirungswesen, das sich jezt in Deutschland über alle Zweige der bürgerlichen und kirchlichen Verfassungen verbreitet, sind hie und da Schriften erschienen, welche den alten Zustand der Sache mit bitterm Spotte durchgeißelten.

Hierüber ist die Frage entstanden: ob sich Spott mit Toleranz vertrage? ob derjenige noch den Namen eines verträglichen Menschen verdiene, der die ihm verächtlichen Meynungen seiner Mitbürger lächerlich macht?

Die Stimmen sind getheilt. Einige wollen, daß der tolerante Mann auf dem Pfade seiner Uiberzeugungen fortwandeln soll, ohne sich um die Grillen seiner Nachbarn zu bekümmern; andere *behaupten*, es schade der Toleranz nichts, irrige Begriffe als irrig, und lächerliche als lächerlich darzustellen.

Ich muß gestehen, daß ich es mit den leztern halte.

Vor allen Dingen habe ich das Recht, diejenigen Begriffe und Säze, welche die neu erwachende Filosofie, die stets mehr aufgehellte Politik, die verfeinerte Oekonomie einzuführen trachten, als wahr und gut anzunehmen; folglich die ihnen entgegen gesezten als falsch und schädlich zu

betrachten. Sollte es wohl ein Beweis der Unverträglichkeit seyn, den schädlichen Irrthum in seiner wahren Gestalt zu zeigen? . . . „ Gut, sagen die Gegner, dekt den Irrthum auf; aber spottet nicht, denn er ist manchem noch heilig, ist eine Stüze seiner Ruhe, und Euer Spott vergiftet sein Herz. “ . . . Sobald man mir das Recht zugesteht, einen schädlichen Irrthum aus dem Wege zu schaffen, muß man mir auch die Freiheit geben, jene Mittel anzuwenden, die ihn am schnellsten und sichersten verjagen. Nun giebt es gewisse Thorheiten und Irrthümer, und gewisse Anhänger derselben, auf die der gründlichste Beweis, die ernsthafteste Predigt nicht den mindesten Eindruk macht: ergreift die Geißel der Satyre, und beide sind überwunden.

Eine gewisse Art von Irrthümern ist an sich selbst schon so beschaffen, daß sie lächerlich werden, sobald man sie nur beim rechten Namen nennt: es ist unausweich-

lich, das Ridikül von ihnen abzuwenden, sobald die Rede davon ist.

Es giebt Hartköpfe, deren Belehrung auf keine Art möglich ist, als durch die Scherze des Satyrs.

Welche Inkonsequenz! Man kennt die Pedanten, die Zeloten, die Muker: sie schreien unaufhörlich in ihren Kanzleien, in ihren Schulen, auf dem Predigtstuhl, gegen die Aufklärer; gegen die Toleranti-sten, gegen die Filosofen. Die Namen Volksverführer, Staatsbeunruhiger, Re-ligionsstürmer, Moralvergifter ꝛc. sind das gewöhnliche Titelregister für die Anhänger der guten Sache. Und man will es diesen verübeln, wenn sie über die Kalumnien und Sottisen ihrer Gegenfüßler das Salz des scherzhaften Spottes ausstreun!

Es ist ein Nebenzwek der Toleranz, auch gegenseitige Aufklärung zu befördern. Wie sollte diese bewirkt werden können, wenn die Prediger der alten Sekte stets gegen die Grundsäze der Neugesinnten mit Rache

und

und Vermaledeiung schreien; und diese das unsinnige, schändliche, und verderbliche, in den Lehren und dem Betragen jener Unversöhnlichen nicht rügen dürften?

Haß und Verfolgung vertragen sich nicht mit der Toleranz. Aber was thut ein Bogen Papiers, mit einigen Scherzen bemalt, dem Wesentlichen der Duldung? Lachen ist der kaltblütigste Affekt des Menschen, und diesen zu erregen, ist die kleine Schalkheit solcher Schriften. Hätte man gegen die Donatisten, Manichäer, Waldenser, Hugenotten, Hussiten rc. rc. bloß gespottet; hätte man in Irland bloß Satyren, und bei der Pariser Hochzeit bloß Epigramme geschrieben; hätten die Spanier bloß komische Romane gegen die Amerikaner und ihre Götzen deklamirt, statt zu Ehren der heiligen zwölf Apostel alle Tage zwölf derselben zu ermorden, und ihre Hunde damit zu füttern; hätte Lord Gordon nichts als ein Gassenlied gegen den Lord Saville absingen lassen; hätten die

Polen bloß ein Possenspiel gegen ihren König aufgeführt: der Schade und die Wirkung einer solchen Intoleranz wäre wahrlich nicht sehr groß gewesen: alle diese ärmlichen Spöttereien wären längst vergessen, und die Jahrbücher der kristlichen Kirchengeschichte wären nicht mit Blut gefärbt.

Schreibt eine Demonstrazion, eine gründliche Abhandlung gegen einen öffentlichen Misbrauch: sie kömmt in die Hände von einigen Gelehrten, und wird Makulatur. Das Volk, dem ihr den Misbrauch aus dem Kopfe beweisen wollt, nimmt nicht einmal Notiz davon. Schreibt ein launiges Satyrchen: alles greift zu, belacht die Thorheit, und sie verschwindet. Es ist erwiesen, daß Moliere's Komödien mehr Thorheiten und Laster seines Landes verjagt haben, als die Sittensprüche und Kanzelreden aller Prediger in Frankreich und Navarra.

Verläumden; Ränke schmieden; verfolgen; Ehre, Güter, Vaterland, Vermögen,

gen, Freiheit rauben; und dieß alles wegen einem Diphtong, wegen einer theologischen Distinktion, wegen einem politischen Paradox: das ist gegen die Duldung. Ein sokratischer Scherz über ein Amulet, über ein unverständliches Kapitel aus dem Schuking, über einen Polizeischnizer; ist heilsam; er ist die Stimme des Publikums, und wird eben dadurch unschädlich.

Nie hat ein kaltblütiger Scherz Länder verwüstet, Städte angezündet, Menschen gemordet: dieß sind stets die Wirkungen des heißblütigen Fanatismus; und dieser verträgt sich nicht mit der Toleranz.

XX.

Die Kunst, um welche ich die Deutschen vorzüglich beneide, ist die Buchdrukerkunst. Die Erfindung derselben ist ohne allem Streit die wohlthätigste Erscheinung, die je dem Menschengeschlecht zu Theil werden

konnte. Der Preßbengel thut grössere Wunder, und macht wichtigere Revoluzionen in der Welt, als alle Helden aus der heiligen und profanen Geschichte, als alle Armeen der Weltstürmer je gethan haben, oder thun werden.

Der Vatikan bebt; die Könige erkennen ihre Pflichten gegen das Volk; das Volk sieht die Bedürfniße des Staats ein; das Reich des Teufels ist zerstört; der Aberglaube ist in die Pfanne gehauen; jede neue Wahrheit, jede neue Entdekung wird binnen wenig Tagen in alle Welttheile verbreitet; die Ungerechtigkeit, das Laster, wird im Moment seiner Entstehung vor aller Welt beschämt: Tugend und Wohlthätigkeit werden allen Nazionen verkündet, die Sache der Menschheit wird im Angesicht des Publikums vertheidiget; moralische und fysische Vorurtheile werden durch ein Blatt Papier aus den Köpfen selbst des gemeinen Mannes verjagt. . . . Dieß sind

die

die Wirkungen, dieß sind die Vortheile der Buchdrukerkunst!

Die Leute, welche diese Kunst wirken machen, heißen Gelehrte. Nach dem, was ich Dir so eben gesagt habe, das mittels der Buchdrukerei, folglich ursprünglich durch die Gelehrten gethan wird, solltest Du vermuthlich glauben, daß diese Leute von ihrer Nazion geschäzt und gelohnt würden. Nichts weniger als dieß. Schändlich, aber wahr!

Ich gebe Dir einige Bruchstüke zur gewöhnlichen Geschichte der Deutschen Gelehrten. Diese Männer sind meistens aus dem sogenannten Mittelstande: sey's, daß der Adel durch seine Reichthümer, Frivolitäten, Zerstreuungen, eingebildete Vorzüge, schlappe Nerven, oder verdorbene Erziehung gehindert werde, je nach jenem Zustand zu gelangen; sey's, daß die Natur ihre würdigern Söhne statt der unstätten Güter der Glüks mit den Schäzen der Weisheit zu beschenken beliebe; oder sey's

endlich, daß diese den Mittelstand selbst für den ihren Beschäftigungen angemessensten halten, und sich geflissentlich nicht in die Fronte des Weltheeres drängen wollen. . . . Dieß gilt von dem grösseren Haufen der Gelehrten: es giebt aber auch im höchsten und im niedrigsten Stande Leute, die im Schoße der Musen leben.

Die Deutschen haben Fürsten, Minister, Generale, und Bischöfe, welche Mitglieder des gelehrten Standes sind: diese leben in Bequemlichkeit und Ansehn. Beides gewährt ihnen aber nicht ihr Wissen, sondern ihre politische Stazion.

Die Rede ist hier von den eigentlichen Gelehrten: ihr Schiksal ist im Ganzen nicht zu beneiden. . . . Der eine Haufe beschäftigt sich mit spekulativen Wahrheiten; der andere mit praktischen: beide haben ein undankbares Metje. . . . Laßt hier einen tiefdenkenden Kopf nach vielen Jahren ein neues metafysisches Prinzip, ein Problem aus der höhern Mathematik, eine

scharf-

scharfsinnige Theorie über die Entstehung des Weltgebäudes ausgefunden haben: wer wird sich dafür interessiren? Der Arme? der hat zu studiren genug, seinen Unterhalt auszufinden; der Reiche? dem ist mehr an den Spekulazionen seines Kochs, seines Schneiders, und seines Kupplers gelegen, als an der ganzen Reihe theoretischer Wahrheiten. — Der Denker, welcher die Natur in ihrer Geburtsstunde belauscht haben mag, kann mitten im Schoße derselben verhungern.

Der praktische Wahrheitsforscher hat nicht einmal die Aussicht, ruhig und ungeneckt verhungern zu können. Die Welt ist voll der Thoren und Vorurtheile. Wie wär es möglich, daßer si ch die erstern zu Freunden behalten könnte, wenn er nach seinen bessern Uiberzeugungen die leztern zu zerstören trachtet. Jede praktische Wahrheit stoßt auf einen praktischen Irrthum, auf ein praktisches Laster, auf einen praktischen Unsinn; stoßt auf den Irrenden, auf den

Lasterhaften, auf den Unsinnigen: der Hause dieser Leute ist nicht klein, ist nicht unmächtig. Laßt nun den unbedeutenden Schächer von Filosofen gegen diese Heerde des zweifüßigen Viehes angezogen kommen, mit seiner nakten Wahrheit, und einem Bischen gelehrter Standhaftigkeit; laßt ihn den Versuch machen, die Lieblingsthorheiten, die Schoßleidenschaften der Heerde abzuschlachten: welch ungleiches Spiel! Die *wilde* Horn= und Stoß*kraft* der ganzen Heerde konzentrirt sich gegen den verhaßten Grübler, und jagt ihn in sein Dachstübchen zurük, wo er sich noch selig preisen muß, wenn er dort ungeplagt darben darf.

Wenn man den jezigen lichtvollen Zustand Deutschlands gegen den Zustand der vorigen Jahrhunderte hält, und bedenkt, daß die Nazion durch die Gelehrten, und nur durch die Gelehrten allein, so weit gebracht wurde, so sich über die benachbarten Nazionen aufschwang: dann muß sie selbst der Unbefangenste, der Billigste des

schänd=

schändlichsten Undanks beschuldigen, den sie gegen ihre Lehrer so offenbar begeht. Es schmeichelt ihr, dieser Nazion, ihre Sprache nun bald eben so allgemein gelernt, verbreitet, geschäzt zu sehen, wie es noch vor kurzem die französische war; es schmeichelt ihr, Männer aus allen Völkern Europens nach Deutschland wandern zu sehn, um sich dort Kenntnisse und Weisheit zu holn; es schmeichelt ihr, daß man allenthalben nach deutschen Lehrern in allen Fächern lüstern ist; alles dieß kizelt ihre Eitelkeit, diese schönen Vorzüge zu besizen: wer bracht sie ihr zuwegeg? und wie belohnt sie die Schöpfer ihres allgemein anerkannten Ruhmes?

Hier sizt ein unermüdeter Professor, der seine Ruhe, seine Gesundheit, alle Vergnügungen des Lebens aufopfert, um sich seines wissenschaftlichen Faches ganz zu bemeistern, es bis auf den Standpunkt der Vollkommenheit zu bringen; oder auf ganz unbekannten Pfaden neues Licht aufzuste-

ken.

ken. Fragt nach seiner Belohnung: sie ist bei weitem nicht so reichlich, als die eines fürstlichen Kutschers, eines gräflichen Thürhüters. Der Mann, welcher ein ganzes Volk zu belehren im Stande ist, lebt unbekannt, ungesucht, und nährt mit Mühe seine darbende Familie.

Dort lebt ein andrer Mann von Geist. Er hat einen angenehmern Weg gewählt, seinen Mitbürgern zu nüzen: durch Scherz und Wiz trägt er zu ihrer Besserung, Verfeinerung, Belehrung bei; im leichten Gewand der Romane, Gedichte, Schauspiele, bildet er ihr Herz, schärft ihr Gefühl, berichtiget ihren Geschmak. Was ist sein Loos? In einem Dachstübchen zwischen vier kahlen Wänden sinnt er sich mager und bleich, und holt sich den Hypochonder. Seine Schrift dringt in die Assembleensäle der Minister, glänzt auf den Puztischen der Damen; aber er selbst, der Verfasser, würde auf das Geheiß seiner vornehmen Leser und Leserinen von dem bunten kein-

nü-

nüzigen Lakaienpöbel vor die Thüre gewiesen werden, wenn er sichs beifallen ließe, in der Ahnenfesten Antischamber derselben nur ein einzigmal zu erscheinen. Nur im Papier hat er die Ehre, in stiftmäßige Gesellschaften zu kommen.

Der größte Haufe des Lesevolkes hält den Schriftsteller durch die Paar Stüke Metalls für allbelohnt, die es für dessen Bogen an den Buchhändler bezahlt.

Eine gewisse Rasse selbstgenügsamer Geken, und steifer Kanzleipedanten, glaubt den Gelehrten weiß nicht wie verächtlich zu machen, wenn sie ihm vorwirft, er schreibe um des Geldes willen. Die Elenden begreifen nicht, daß dieser Gassenhauer gegen sie selbst klage. Sagt, weise Herren! wofür fährt denn der Minister ins Conseil? wofür marschiert der General auf den Exerzierplaz? wofür kreuzt der Admiral auf der See? wofür lehnt sich der Domherr in seinen Kirchenstuhl? wofür stolpert ihr selbst täglich in eure Kanzlei? . . .

Es

Es ist doch wohl eben so billig, daß sich der Schriftsteller für ein Buch bezahlen lasse, das er zum Nuzen oder Vergnügen seiner Nachbarn ausarbeitete: als es billig ist, daß sich ein kopierender Federnfüchser für seine gedankenlose Abschreiberei bezahlen lasse.

Andere klagen gegen die häufigen kleinen Hefte oder Broschüren. Dieß sind modische, gepuzte, frivole Tagdiebe, die weder wissen, wie man eine Broschüre schreibt, noch, welchen Nuzen eine Broschüre unter gewissen Leuten und bei gewissen Anlässen stiften könne. Das beste Argument, diese unüberlegten Schreihälse zum Schweigen zu bringen, wäre unfehlbar dieß, daß man sie beim ersten Ausfall gegen die Erscheinung der Broschüren sogleich auffoderte, nur Einen Bogen ihres eignen Gemächtes druken zu lassen. Es ist wirklich keine schwere Arbeit; aber die Herren würden doch überzeugt, daß es etwas mehr Gedanken-Ordnung erfodere, einen Bogen

gen mittelmäßigen Werthes zu schreiben, als mit einer anmaßlichen Kennermine über zehn Bogen grobe Plattheiten zu sagen.

Ungerecht schreit man gegen die kleinen Schrifthefte: ihr relativer Werth ist grösser als der Werth mancher diker und schwerer Folianten. Sie helfen die Menschen bilden, vom größten bis zum kleinsten. Wenn je eine Menschenklasse inkorrigibel ist, so ist es unstreitig die Geistlichkeit; und welche Metamorfose hat in diesem Korpus die Erscheinung der gegen dasselbe gerichteten Broschüren seit kurzem bewirkt! Die Broschüre geht spielend von Hand zu Hand, aus dem Ministerpalast bis in die Haarkräuslerbude: der Foliant bleibt bestaubt in dem öden Büchersaal, nur in jedem Jahrzehend einmal von einem verirrten Magister besucht. So wahr ist der ganz neu gesagte Saz: Bücher bilden Gelehrte; Broschüren bilden Menschen.

Die Privatleute sind es nicht allein, welche die Gelehrten, die Büchermacher,

die Verfasser der Tagesblätter, verachten und vernachläßigen. Selbst die Landesregierungen geben das traurige Beispiel in dieser Sache: Laßt uns sehen, ob sie hierin, ich will nur sagen, nach ihrem eignen Vortheil handeln.

Wenn Fürsten, Minister, Beamte, heut zu Tage das wahre Wohl ihrer Staaten besser kennen, als ihre Vorfahren; wenn sie die wirksamsten Mittel, dasselbe zu *befördern*, genauer *einsehen*, als ihre Vorgänger: so haben sie es den Gelehrten zu danken. — Wenn der Handelsmann, der Gewerbsmann, selbst der niedrigste Landmann auf die Verbesserung, Ausbreitung, und Vervielfältigung ihrer Industrie, ihrer Nahrungszweige denken: so wurden sie durch Schriftsteller auf diese Gedanken gebracht. — Wenn die Erziehung verbessert, und zu einer Vollkommenheit gebracht wird, die den jungen Bürger zum brauchbaren Hausvater, Ehemann, Unterthan bildet: so muß man gestehen, daß die Gelehrten

diese

diese glükliche Revoluzion bewirkt haben. — Wenn für Leben, Gesundheit, Ruhe, Nahrungssicherheit eines Volkes durch Accouchir- Sanitäts- Polizei- und Oekonomie-Anstalten in unsern Tagen unendlich thätiger gesorgt wird, als in den vorigen Jahrhunderten: so gesteht man, daß die heilsamen Vorschläge der Schriftsteller die Regierungen auf diese Dinge aufmerksam gemacht haben. — Wenn die Hyäne des Religionshasses entkräftet; das Vielfraßthier der Pfafferei allmählig ausgerottet wird: so schmiedeten die Gelehrten die Waffen zur Bekämpfung dieser Ungeheuer. — Wenn Toleranz, Verträglichkeit und Menschenliebe allgemeiner wird: so ist dieß das Werk der Schriftsteller. — Wenn die Moral aus ihrer ehemaligen Barbarei und Unthätigkeit gerissen; wenn sie zum Wohlthun und zur Menschenrettung belebt wird: so legten die Schriftsteller den Grund dazu. — Wenn man gestehen muß, daß die Preßfreiheit eine der größten Wohl-

thaten für die Menschheit sey: so kann man auch nicht läugnen, daß die Schriftsteller die Urheber derselben seyen. — Wenn mit jedem Jahresschluß die Zahl der fysischen, moralischen, und ökonomischen Vorurtheile geringer; und das Register der neuen heilsamen Erfindungen, Kenntniße, und öffentlichen Anstalten grösser wird: so hat man es den Bemühungen der Gelehrten zu verdanken.

Bei alle dem *will* man die Verdienste dieser Menschenklasse nicht anerkennen: man vernachläßiget sie über die Gränze der Billigkeit. Zweifelt man etwa noch daran, daß ihr Einfluß grösser sey, als einige Flachköpfe wähnen? Gewiß, manche Reformazions-Anstalt würde nicht so ruhig, so wirksam durchgehen, wenn die Schriftsteller nicht vorher und nebenher das Publikum vorbereiteten; wenn sie nicht den zu tilgenden Mißbrauch lächerlich machten; wenn sie nicht die Dekrete der Regierung mit Beifall und Erläuterungen begleiteten.

Den

Den Schriftstellern hat es die katholische Welt zu danken, daß sie nicht zum Eigenthum der Mönche und Pfaffen geworden; daß sie nicht zum Vieh herabgewürdiget wird.

Die Schriftsteller sind die Sachwalter der niedergestampften Vernunft, der gekränkten Menschheit, der unterdrükten Unschuld, der entrissenen Freiheit. Sie bringen die Faustschläge der Tyrannei, die Meuchelschliche der Ränkesucht, die Schandstreiche des Fanatismus an das Licht des Tages, vor das Tribunal der Welt. . . . Ihnen haben es die Menschen zu verdanken, daß sie Menschen sind.

Du lächelst vielleicht ein bischen, Freund Hamid! über alle die schönen und hohen Dinge, die ich Dir von den europäischen Gelehrten schreibe. Sollte ich etwa der Sache zu viel gethan haben? ich denke nicht. Auf alle Fälle will ich Dir auch eine minder schöne Seite des deutschen Litteratur- und Schriftsteller-Wesens zeigen.

Es giebt eine Art Leute, die sich Kunstrichter oder Rezensenten nennen. Wenn man die deutschen Gelehrten kennt, ist es Pflicht, auch die deutschen Rezensenten kennen zu lernen.

Einige litterarische Generalpachter werben sich ein Korps von zehn, zwanzig, dreißig, auch wohl achtzig Subalternen, die auf jedes neu erscheinende Blatt Papier lauern, dasselbe von hinten und vorne genau durchvisitiren, und den *Rapport* darüber an ihren Chef abliefern müssen. Dieser sammelt wochentlich, monatlich, oder vierteljährig diese Rapporte zusammen, und theilt sie für baare konventionsmäßige Bezahlung dem Publikum mit. Es sind in Deutschland ungefähr so ein zwanzig derlei Generalpachter. Dem ersten Anschein nach sollte man glauben, die Sache könnte dem Publikum nüzen; allein wenn man den innern Mechanismus dieser Büchermusterung genauer kennt, dann bedauert man beinahe die Leute, welche ihr Geld für

die

die Anschaffung solcher Rapporte verschwenden; nicht zwar, als ob ganz und gar kein getreuer und brauchbarer dabei wäre; sondern weil die Zahl dieser leztern sich zu den seichten, schiefen, verstandlosen, partheilichen, bübisch groben, ꝛc. ꝛc. in den meisten jener Rezensionsbuden wie 1½ : 28½ verhält.

Erst werden die Werke aller zu der Zunft gehörigen Kollegen himmelan gerühmt; dann die Verlagsartikel des Buchdrukers der Zunft; der Werth mag seyn wie er will. Gegen alles übrige, selbst gegen die Kinder der auswärtigen Zunftgenossen, ist weder Gnade noch Billigkeit. Deß werden die Richter von einer andern Zunft ärgerlich, und reissen nach jüdischer Vorschrift Aug für Aug, Zahn für Zahn aus. — Der Verleger eines Kunstrichterblatts scheut sich vor dem Verleger eines andern; er giebt also seinen Rezensenten den Auftrag, die Bücher seines Nachbars zu schonen. — Ein andrer hat einen Groll gegen seinen

Nachbar; und da läßt er ihm, wie billig, alles unerbittlich zu Boden richtern. — Mancher Schlaukopf von Buchhändler oder Buchmacher schenkt an zwei, drei der bekanntern Wissenschaftspachter ein Exemplar seines neuen Machwerks, und besticht so auf die leichteste Art die rezensirende Themis, die für ein gratis erhaltenes Buch das Füllhorn ihrer Lobsprüche weit öffnet. — Hat ein Schriftsteller unglüklicher Weise irgend einmal einen *Mann von der* Rezensentenzunft beleidiget: dann wehe seinen Schriften! und wenn er mit Engelzungen spräche, so ist doch alles Unsinn und Stükwerk.

So wird das Publikum von diesen Herren bedient. Aber allmählig fängt es auch an, Unrath zu wittern. Ausser einigen Pedanten, und einigen jungen Autoren, die ihr erstes Kind in die Welt schiken, achtet kein Mensch weiter auf die Lobsprüche oder Sarkasmen der Rezensenten. Ihre

Pa=

Papiere haben allen öffentlichen Kredit verloren.

XXI.

Ich muß Dir gestehen, Hamid! ich wünschte immer in Deutschland zu bleiben. Welch ein Vergnügen, unter einem Volke zu wohnen, wo alle Künste und Wissenschaften blühen; wo die Gesezgebung ihre Festigkeit hat; wo die Würze des Lebens, die Gesellschaft, auf einen so hohen Grad verfeinert ist: wo selbst die herrschenden Thorheiten dazu beitragen, sich zum Weisen zu bilden.

Deutschland hätte die Anlage, in jedem Betracht das erste Reich in der Welt zu werden. Der vortrefliche Karakter der Nazion würde hiezu das meiste beitragen: der Deutsche hat Muth, Anstrengung, Beharrlichkeit; einen männlichen Geist; einen soliden dauerhaften Körper; aber zur Zeit

ist das ganze deutsche Volk noch nicht Eine Nazion. Ehe es etwas wichtiges beginnen kann, muß es erst in eine solche zusammenflüßen, das heißt, es muß seiner vielköpfigen Polykratie ein Ende machen.

Man behauptet, daß diese Polykratie gewisse Vortheile mit sich bringe, die bei der Tilgung derselben ebenfalls wegfallen würden. Ich will dieses nicht geradezu läugnen: diese Verfassung erhält vielleicht eine gewisse Spannung, Eifersucht, und Anstrengung zwischen den einzelnen Staaten, die in einem und dem andern Betracht dieser oder jener Provinz gedeihlich seyn können.

Wer wird es aber auch zu läugnen wagen, daß sie sehr wesentliche, sehr abscheuliche Uibel verursache und verewige? Die Feindseligkeiten der grössern Fürsten, die Deutsche gegen Deutsche fechten machen, den Bruder gegen den Bruder in das Feld führen, und zum Triumf der schadenfrohen auswärtigen Nachbarn ihr eignes Vater-

terland schwächen und verwüsten: Diese allein wägen alle jene kleinlichen Vortheile auf. . . . Dann noch die Wirthschaft eines grossen Haufens der kleinern Fürsten! und all der unmittelbaren Priester und Laien des heiligen römisch- deutschen Reichs! Man hört hier erbauliche Dinge von dem Regierungswesen jener Quadratmeilen-Monarchen, und Miniatur-Höfe. Es sizt dort manches Fürstlein auf dem Thron, das kaum zwölf Hühner zu regieren im Stande wäre: indessen will es glänzen, will gleiches Schrittes mit den grössern einher schreiten; muß seine Köche, seine Pferde, seine Hunde, seine Weßire, und seine Truppen haben, sollte auch die ganze Armee nur aus vier Grenadiers, sechs Musketiers, und zween Husaren bestehen: und um alles dieses auf die Beine zu bringen, wird die kleine Heerde seiner Bauern immer rein bis aufs Hemde ausgezogen.

Dieß

Dieß sind überhaupt einige von den Gräueln der deutschen Vielherrschaft. Ich hoffe, und wünsche zum Heil der Nazion, daß sie einst unter Ein Oberhaupt komme, und dieß je eher, je besser. Man sagt, daß es mit den vereinigten Kräften Oestreichs und Preussens keine Macht in der Welt aufnehmen könne: wer würde es wagen, sich mit dem ganzen vereinigten Deutschland zu messen?

XXII.

Hätte ich ein Volk ganz für mich eigen zu regieren, ich würde ihm alle mögliche Freiheit lassen; politische, religiöse, und bürgerliche Freiheit, so weit sie sich ohne Gefahr und Nachtheil einer allgemeinen Staatsunordnung, und der öffentlichen Ruhe ausdehnen liesse.

Die-

Diese Nachsicht würde mir vor allem ein gutlauniges Volk herstellen, und damit hätte ich schon vieles gewonnen. Ein gutlauniges Volk ist aller guten, und wenig böser Eindrüke und Gesinnungen fähig: es ist thätig, großmüthig, getreu, entschlossen, und liebt sein Vaterland. Schon die Mine meiner Unterthanen sollte die Nachbarn, besonders wenn sie Republikaner wären, nach einem Herd in meinem Lande lüstern machen.

Ich würde in meinem Lande zwei ganz neue Departements anlegen, die noch in keinem andern Reich existiren, das ich kenne.

Das erste wäre eine Geschmakskommission: das andere ein Liebestribunal.

Es wäre mir sehr viel daran gelegen, den herrschenden Geschmak in der Lektür; folglich in der Denkungsart, meiner Leute genau zu kennen. Der Geschmaksmesser würde eine mit filosofischem Geist jährlich gezogene treue litterarische Bilanz seyn.

Ei-

Einige der Sache gewachsene Männer müßten mit dem Schluß des Jahres die Tageregister und Kontobücher aller Buchhandlungen durchgehn, und aus den Verkauflisten das Resultat ziehen, welche Klassen von Büchern am meisten, und welche am wenigsten gelesen werden. Fände sich's, daß der Geschmak für gewisse Thorheiten zu allgemein würde, wie er in Deutschland vor einigen Jahren für ein gewisses *Wertherfieber*, und *eine* jämmerlich kindische Empfindelei soll eingerissen haben; oder wie er in den neuesten Tagen wieder für Alchymie, Geisterseherei rc. sich zu regen beginnt: so würde ich nicht ermangeln, durch meine patriotischen Schriftsteller diese Abgeschmaktheiten nach Verdiensten lächerlich machen und durchgeißeln zu lassen. Vor allen Dingen aber würde ich sorgen, daß der Geschmak an theologisch fanatischen Skribeleien nie zu heftig würde.

Das Schema einer solchen Lesebilanz wäre ungefähr folgendes:

Das

Das Geschmaks-Thermometer stand im Jahre 1783 in Schreibenhausen so: es wurden gelesen

Theologie	=	3
Erbauungs- und Predigtbücher	=	7
Romane von der schlechten Sorte	=	36
Filosofische Romane . . .	=	6
Theaterschriften	=	50
Geschichte	=	10
Erdbeschreibung, Reisen 2c. .	=	15
Filosofie	=	5
Fysik und Mathematik . .	=	6
Erziehungsschriften . . .	=	12
Arzneikunde	=	10
Rechtsgelehrsamkeit . . .	=	3
Modebroschüren, Tagesschriften, Mönchswesen, kirchliche Misbräuche, litterarische Zänkereien 2c. 2c. 2c. .	=	X.

Ich müßte mich sehr trügen, wenn ein solcher Geschmaksmesser unter der Leitung eines filosofischen Ministers für das Publi-

kum

kum nicht von wesentlichem Nuzen seyn sollte. . . . .

Das Liebestribunal hätte alle galanten Zwiste in lezter Instanz peremtorisch zu schlichten: die Vorfälle aus diesem Fache sind zu sanft und delikat, um vor den gewöhnlichen sauertöpfischen Gerichtsstühlen abgethan zu werden. Die Gesellschaft zwischen beiden Geschlechtern müßte so viel möglich befördert werden. Man scheint in Deutschland den Werth des weiblichen Einflusses auf die Politur der Männer noch nicht genug zu schäzen: Die Franzosen haben darin sichtbar alle Nazionen übertroffen, und dieß wirkt ihr häufiger Umgang mit den Weibern. Die Deutschen werden immer noch um ein paar Grade melankolischer und minder liebenswürdig seyn, so lange sie ihre Weiber nicht noch lebhafter fetiren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
H. Pantele
8051 Massenhau
Tel.: 08165/80

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Marokkanische Briefe Aus dem Arabischen

Frankfurt und Leipzig 1784

Polem. 2094 wb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775628-6
VD18 14684438-005